



Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von
Hans Caine.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Die beiden Männer hatten inzwischen eine ziemliche Strecke zurückgelegt und eine Biegung des Weges erreicht, von wo aus zwischen den Bäumen am Fuße eines Abhangs jetzt ein Haus sichtbar wurde.

„Aber die eigentliche Bedeutung von dem allem ist mir nicht klar,“ bemerkte Hugo. „Als ich erwähnte, ich sei ein zweiter Sohn, haben Sie —“

„Ich habe kaum einen Anhaltspunkt gehabt, der meine persönlichen Nachforschungen hätte unterstützen können,“ fuhr Borne fort, die Frage scheinbar überhörend, „nur ein Medaillonbild der ersten Frau.“ Er griff nach seiner Brusttasche.

„Mein Bruder Paul aber ist am Leben. Was kann denn —“

„Hier ist es,“ sagte Borne und hielt ein kleines Bild in die Höhe.

„Das ist das Porträt einer Nonne oder barmherzigen Schwester,“ sagte Hugo, als seine Blicke darauf fielen und er Haube und Mantel unterließ.

„Einer Novize. — Das war sie, als Lother sie zum erstenmale sah,“ erwiderte Borne.

Hugo blieb stehen und betrachtete das Bild aufmerksam. Plötzlich stufte er, richtete die Augen forschend nach dem Advokaten und dann wieder auf das Medaillon. Für einen Augenblick schien ihn seine bisherige kühle Ruhe zu verlassen. Das Bild zitterte in seiner Hand. Borne schien indes seine Aufregung nicht zu bemerken.

„Ist das ein Trugbild meiner Phantasie? Gewiß, es muß eine Sinnestäuschung sein,“ murmelte er. Dann fragte er laut: „Wie war der Name der Novize?“

„Ormerod.“

Hugo Ritsen fuhr auf aus seinem Nachsinnen.

„Ormerod! — Das ist seltsam!“ rief er unwillkürlich aus.

„Warum seltsam?“

Hugo antwortete nicht sogleich.

„Ihr Taufname?“

„Grace.“

„Grace Ormerod! — Nun, Sie müssen wissen, daß meine Mutter mit ihrem Mädchennamen zufällig auch Grace Ormerod hieß.“

„Sie scheinen das Porträt zu erkennen.“

Hugo hatte seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen. Er nahm eine gleichgültige Miene an.

„Nun ja — nein, natürlich nicht — nein!“ sagte er zuletzt mit Entschlossenheit.

In seinem Herzen aber hatte er eine andere Antwort. In dem Augenblick, als sein Blick auf das Bild fiel, dachte er, es sehe wirklich ein wenig — ein klein wenig — seiner — Mutter gleich.

Sie gingen weiter. Borne's beständiges Lächeln verschwand von seinen Lippen. Indem er die Worte auf-
fallend betonte, sagte er:

„Uebrigens gibt es da noch ein anderes eigentümliches Zusammentreffen! Wünschen Sie den Namen des Kindes von Grace Ormerod und Lother zu erfahren?“

Hugos Herz zuckte zusammen, aber äußerlich bewahrte er den Schein von Gleichgültigkeit und murmelte:

„Nun, wie hieß er denn?“

„Paul.“

Dieser Name durchbohrte Hugo wie ein Pfeil. Anscheinend teilnahmslos bemerkte er jedoch:

„Sonach wird also der Halbbruder von Greta Lother, wo er auch sein mag, heißen...“

„Paul Lother,“ ergänzte Borne. „Aber,“ fügte er mit einem raschen Seitenblick hinzu, „er führt vielleicht — ich sage vielleicht — gegenwärtig einen andern Namen — zum Beispiel — Paul — und, und — irgend etwas anderes.“

„Gewiß! — Ja! — Natürlich!“ murmelte Hugo. Aber seine nichts weniger als unerschütterliche Ruhe war verschwunden.

Sie hatten das Haus erreicht und standen in einem gepflasterten Vorhof. Es war die Heimat der Ritsens, die Gyll genannt, ein langes, cumberlandisches Wohnhaus von grauem Stein, mit Schiefer gedeckt. Eine leichte Rauchwolke stieg aus einem der Schornsteine in die klare Luft auf. Ein Netz von Sommerfäden hing von den Zweigen eines schlanken, wilden Rosenstocks an der Vorderseite des breiten Säulenganges herab;



Die widerspenstige Tochter. Gemälde von H. Helmick. (S. 281.)

hinter dem Hause hörte man Gänse schnattern. — „Robert Lother war also der Vater von Grace Ormerods Kind,“ sagte Hugo Ritson leichtthin.

„Der Vater ihres Sohnes Paul.“

„Und Greta ist seine Tochter? Ist's richtig so?“

„Gewiß, und eine Halbschwester von Paul.“

Hugo erhob seine Augen und blickte Borne ins Gesicht.

„Und in welchem Alter kann Paul Lother jetzt stehen?“

„Nun, jedenfalls muß er älter sein als Sie, vielleicht — so alt wie — nun, genau so alt wie Ihr Bruder.“

Hugo Ritsons kranker Fuß schleifte schwerfällig über die Steine. Seine Lippen zuckten. Für einen Augenblick leuchtete es in seinen Augen auf. Dann sagte er sich und murmelte:

„Vah! Es ist nicht denkbar, nicht im Bereich der Möglichkeit. Wollte man sich darauf verlassen, man könnte in Verlegenheit geraten — der Himmel allein weiß, wie tief!“

Borne blickte fragend auf.

„Entschuldigen Sie, ich verstehe nicht recht —?“

„Herr Borne,“ erwiderte Hugo, die Hand ausstreckend, „wir sind doch immer gute Freunde gewesen, nicht wahr?“

„O, die allerbesten Freunde!“

„Lassen Sie mir Zeit, die Sache zu überdenken, und dann wollen wir weiter davon sprechen.“

Borne lächelte zustimmend.

Hugo Ritsons Augen senkten sich und mit tiefer, bewegter Stimme sagte er:

„Armes, kleines Ding! Es thut mir leid, sehr leid!“

„Was Greta und ihren Verehrer betrifft, nun —“ Borne nickte bedeutungsvoll, ohne den Satz zu vollenden.

„Mein Vater geht dort über den Hof hin,“ bemerkte Hugo. „Sie werden noch Zeit genug finden, mit ihm zu sprechen. Bitte, hier hindurch!“

Im Thal verlängerten sich die Schatten. Ein purpurroter Saum war zwischen den fernen Hügeln hindurch sichtbar; tiefblaue Dunkelheit lagerte sich zu deren Füßen. Einsam flog eine Krähe hoch am Himmel dahin und ließ ihre scharfe, krächzende Stimme hören. Während sie über das Haus hinwegflog, fiel ihr Schatten auf zwei alte Leute, die eben, nach dem Hof hinausgehend, über die steinerne Schwelle traten.

„Es wäre Zeit, daß Herr Borne hier wäre,“ sagte Allan Ritson.

„Warum hast Du denn nach ihm gefandt?“ fragte Frau Ritson in dem ihr eigenen leisen Ton.

„Um die Angelegenheit mit dem Testament mir endlich vom Halse zu schaffen. Ich werde dann doch wenigstens an eine Sache weniger zu denken haben. Und diese hat mich lang und schwer gedrückt.“

Allan sprach mit der misstrauischen Zurückhaltung eines Mannes, welcher sich schon zu lange mit einem peinlichen Gedanken vertraut machen gemußt. In dem Bemühen, sich diesen unwillkommenen Begleiter abzuschütteln, zeigte er einen Anschein von Entschlossenheit, welche ein aufmerksamer Beobachter als nur äußerlich angenommen erkannt haben würde.

Frau Ritson gab sich keine Mühe, Gleichgültigkeit zu heucheln. Ihr stets ernstes Gesicht erschien jetzt noch ernster und ihre leise Stimme wurde noch sanfter, als sie sagte:

„O, wenn die Wolke, welche so lang über unserem Leben hing, verschwinden würde, sobald dieser Schritt gethan — dann wäre alles gut! Aber das wird nie sein.“

Allan wandte den Kopf zur Seite und machte einen schwachen Versuch, zu lächeln.

„Es ist genug. Quäle Dich nicht länger damit. Wenn ich mein Testament gemacht und Paul auf dieselbe Stufe mit dem andern gestellt habe, wer wird dann von der Sache mehr erfahren, als wir selbst sagen wollen?“

Frau Ritson blickte ihm mit dem Ausdruck traurigen Vorwurfs ins Gesicht.

„Der Himmel weiß, Allan,“ sagte sie, „die dunkle Wolke ist für uns noch immer da.“

Der Alte machte einige Schritte auf dem Kiesweg mit gesenktem Haupt und seine Stimme klang dumpfer.

„Du hast recht, Mutter,“ sagte er, „Du hast ganz recht. Ach, sie verdunkelt meine alten Tage und die Deinigen auch. Und kein Advokat kann sie verschuchen, nie, niemals! Ja, ja, unser Himmel war lange Zeit schwer bewölkt, aber,“ fügte er mit gehobener Stimme und sich aufrichtend hinzu, „wir haben doch manche gute Ernten gehabt, wenn auch Düsteln mit dabei waren.“

„Ja, wir hatten auch glückliche Tage,“ seufzte Frau Ritson.

In diesem Augenblick klang vom Thal herauf das fröhliche Lachen und das Stimmengewirr der Landleute, vermischt mit den Klängen einer Violine. Allan Ritson erhob munter seinen Graukopf, nickte lustig und lächelte durch den Nebel, der seine Augen umfloss.

„Da sind sie, ringen und springen! Das erinnert mich an meine Jugend, wo es kaum einen Mann in Cumberland gab, der mir stand halten konnte. Manches langes Jahr ist seitdem verfloßen! Aber nun ist unser Paul an der Reihe. Er kann die meisten von ihnen werfen. Gewiß, das kann er.“

Die Violine spielte jetzt einen ländlichen Tanz. Der

Alte horchte auf, sein Gesicht erhellte sich. Lustig hob er ein Bein auf und schwang den einen Arm.

Jetzt klang ein helles, glückliches Lachen herüber. Es war dieselbe Herzensmusik, welche Hugo Ritson und Borne unterwegs gehört hatten. Allans Gesicht strahlte und seine Stimme wurde wieder fest, als er sagte:

„Das ist Gretas Lachen, ganz sicher. Was für ein prächtiges Kind sie ist!“

„Ja,“ stimmte Frau Ritson ruhig bei, „Greta ist ein liebliches Kind von herzgewinnendem Wesen.“

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, als ein junges Mädchen auf sie zugelaufen kam, fast atemlos, aber heiter lachend, indem es den Kopf zurückwandte und ausrief:

„Hurra! Gewonnen! Hurra!“

Es war Greta Lother, zwanzig Jahre alt, mit üppigem Haar, lebhaften braunen Augen, einem Gesicht wie Sonnenchein, das in jugendlicher Erregung erglühete — eine echt englische wilde weiße Rose.

„Ich habe gewonnen!“ jubelte sie. „Er forderte mich heraus, zu laufen, aber ich habe das Ziel erreicht lange vor ihm.“

Dann lief sie bis zur Biegung des Weges, nahm ihren Strohhut ab, schwenkte ihn über ihrem Kopf und rief aufs neue triumphierend aus:

„Hurra, hurra! Geschlagen, Sir, geschlagen!“

Jetzt kam Paul Ritson von der Höhe herabgerannt in Sähen von zwei Schritten Länge.

„O, Du junge Verräterin, Du hast mich betrogen!“ rief er, indem er anhielt, um Atem zu schöpfen.

„Betrogen?“ wiederholte Greta im Tone größter Bestürzung.

„Wir hatten abgemacht, daß Du das Signal auf der Spitze des Windberges berühren solltest, und Du bist ihm nicht auf hundert Schritte nahe gekommen!“

„Das Signal? Auf dem Windberge?“ wiederholte das Mädchen betroffen.

Paul schüttelte den Kopf und drohte mit geheuchelter Ernsthaftigkeit der schönen Verräterin mit dem Finger.

„Nun, Greta — nun — nun, ehrlich!“

Greta sah um sich mit der ratlosen Bestürzung eines verirrtten Lammes.

„Mutter,“ sagte Paul, „sie hat mich um die Mühe eines anstrengenden Marsches betrogen.“

„Er war der Betrüger, Frau Ritson. Sie glauben mir doch, nicht wahr?“

„Ich ein Betrüger, ein Dieb wohl gar? In meinem Leben habe ich nie etwas gestohlen, außer — eins.“

„Und was war das, wenn ich fragen darf?“ sagte Greta mit einer ungeheuer unschuldigen Miene.

Paul trat an ihre Seite und flüsterte ihr etwas über ihre Schulter zu, worauf sie ihn mit großen Augen ansah und flüchtig lächelnd erwiderte:

„Wirklich? Aber, ich bitte, sei davon nicht zu fest überzeugt. Ich weiß gewiß, daß ich von diesem Diebstahl nie etwas vernommen habe.“

„Dann sollst Du einen andern Diebstahl gewahr werden,“ sagte Paul, schlang einen Arm um ihren Hals und hielt ihr Kinn hoch. Schnell fanden sich die rosigen Lippen zusammen.

Greta riß sich los.

„Wie kannst Du nur — so vor den Augen aller Leute — sie könnten wirklich glauben, wir seien — wir seien —“

Paul trat hinter sie, lehnte seinen Kopf über ihre Schulter und sagte:

„Und wir sind eigentlich nicht — oder doch?“

„Sie passen wunderschön zusammen, Mutter, nicht wahr?“ bemerkte Allan, vergnügt zu seiner Frau gewendet.

„Greta, er ist ein großer Unheld! Gewiß!“

Greta schritt auf den Alten zu und legte vertraulich eine Hand auf seinen Arm. In demselben Augenblick trat auch Paul an seine Seite. Allan klopfte seinen Sohn auf den Rücken.

„Du großer, langer Bösewicht!“ sagte er mit herzlichem Lachen, und alle Schatten, welche noch vor einem Augenblick sein Gemüt verdüstert hatten, waren plötzlich zerstoßen. „Und wie geht es dem Pfarrer Christian?“ fragte er in verändertem Tone.

„Gut, ganz gut!“ sagte Greta. „Er ist eine so brave alte Seele, wie immer.“

„Er ist Vater und Mutter für Dich, meine Kleine. Ich habe niemals Deinen Vater gekannt. Er war dahin gegangen, ehe wir in dieses Thal kamen. Und Deine Mutter — Gott segne sie — ist nun auch hinüber. Aber wenn mein Junge, dieser Paul, dieser mutwillige, große, lange — ah, hier kommt Herr Borne, und Hugo mit ihm.“

Die Ankunft der beiden schnitt die bedenklichen Strafandrohungen ab, welche auf den Lippen des Alten zu schweben schienen.

Hugos scharfe Augen hatten alles bemerkt. Das Mädchen, das an seines Vaters Arm lehnte, die zarten, glatten Wangen neben dem wettergebräunten, gemüthlichen, alten Gesicht; den sanften, nach oben gerichteten Blick, die halb geöffneten Lippen, welche die perlweißen Zähne sehen ließen, den halb spöttischen, halb strafenden Blick voll unaussprechlicher Liebe nach der Seite hin, wo Paul stand, dessen Augen sich eben durch ein Lächeln erhellten, — das alles überfah Hugo sofort. Sein Herz schlug rascher,

sein blaßes Gesicht erbleichte noch mehr, schwerfällig schleppte er den kranken Fuß über den Kiesweg.

Allan begrüßte Borne mit Händeschütteln und wandte sich dann an seine Söhne.

„Kommt her, ihr beide; ihr waret in der letzten Zeit keine guten Freunde und das ist ein Kummer für eure Mutter, wie für mich. Ihr seid nicht in derselben Form gegossen wie es scheint. Aber ihr müßt den Streit beilegen, Jungens, schon eurer alten Eltern wegen.“

Damit streckte er beide Arme aus, wie in der Absicht, die Hände seiner Söhne zu vereinigen.

Hugo machte eine ablehnende Bewegung.

„Ich habe keinen Streit beizulegen,“ sagte er und wandte sich ab.

Paul streckte ihm die Hand entgegen.

„Schlag ein, Hugo,“ sagte er.

Hugo ergriff die Hand mit abweisender Kälte.

Paul blickte einen Augenblick in des Bruders Gesicht und sagte:

„Wozu das Grollen? Das ist wie ein Viehstand, der das Futter nicht wert ist. Er frist alles auf.“

Kaum merkbar verzog Hugo seine Lippen und wandte sich schweigend ab. Mit gesenktem Kopf ging er nach der Säulenhalle hin.

„Halt!“

Es war des alten Allans Stimme. Der tiefe Klang derselben verriet den in ihm aufwallenden Zorn, sein Gesicht rötete sich, die Augen flammten und seine Lippen zuckten.

„Komm zurück und reiche Deinem Bruder die Hand, fest und warm, wie es sich gehört!“

Hugo blickte zurück, indem er sich schwer auf den kranken Fuß stützte.

„Warum denn heute wärmer, als gestern oder morgen?“ fragte er kalt.

„Komm zurück, sage ich Dir!“ rief der Alte noch hitziger.

Hugo behielt seine kühle Haltung bei und sagte in ruhigem, gleichgültigem Tone:

„Ich bin kein Kind mehr.“

„Dann benimm Dich wie ein Mann und nicht wie ein Hund, der die Peitsche bekommen hat.“

Der junge Mann zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Einen Augenblick flammten seine Augen auf, dann erlangte er seine Selbstbeherrschung wieder und sagte:

„Selbst ein Hund würde empört sein über eine solche Sprache, Sir.“

Greta entfernte sich während der peinlichen Scene und Hugos Blicke folgten ihr einen Augenblick.

„Ich will nicht länger Zank haben in meinem Hause!“ rief der alte Mann mit gehobener Stimme. „Wer hier leben will, muß es in Frieden thun; wer Unfrieden will, kann gehen!“

„Und was ist denn dieses Haus für mich, Vater, was hat es für mich gethan?“ grollte Hugo. „Die Welt ist weit.“

Der alte Allan war tief bestürzt. Schweigend, mit weit aufgerissenen Augen blickte er um sich in die Gesichter der Umstehenden, dann rief er in strengem Tone:

„Reiche Deinem Bruder die Hand, oder Du bist sein Bruder nicht mehr!“

„Mag sein,“ erwiderte Hugo sehr ruhig.

„Die Hand her, sage ich!“

Die Häufte des alten Mannes ballten sich krampfhaft, er zitterte vor Erregung an allen Gliedern.

Keine Antwort kam aus den fest geschlossenen Lippen seines Sohnes.

Plötzlich entriß der Alte dem neben ihm stehenden Borne den Stoch, den er in der Hand hielt.

Hugo aber richtete jetzt seinen Blick scharf auf des Vaters Augen. Allan war wie durchbohrt, wie gebannt. Der Stoch entfiel seiner Hand.

Hugo hinkte in das Haus.

„Komm zurück, komm zurück, Hugo, mein Junge, komm doch zurück!“ rief ihm der Alte nach. Aber er erhielt keine Antwort.

„Allan, sei ruhig! Vergib ihm, er wird Dich um Verzeihung bitten,“ mahnte Frau Ritson.

Paul und Greta hatten sich entfernt. Der alte Mann sah jetzt sprachlos da, seine niedergeschlagenen Augen füllten sich mit Thränen.

„Alles wird noch gut werden mit Gottes Hilfe,“ seufzte Frau Ritson. „Bedenke doch, er ist schmerzlich enttäuscht, der arme Junge. Er hatte erwartet, daß Du etwas für ihn thun würdest.“

„Das will ich ja auch! Das will ich!“ rief der Vater mit gebrochener Stimme.

„Aber Du hast es immer wieder aufgeschoben, Allan, wie Du stets thust.“

Allan erhob seine verschleierte Augen und sah seiner Frau ins Gesicht.

„Wäre es der andere gewesen, so würde ich es vielleicht eher ertragen haben,“ sagte er mild.

Borne stand beiseite und pflügte mit seinem Fuß den Kies auf.

„Und doch, Herr Ritson,“ bemerkte er jetzt, „sagen die Leute, Sie haben Ihren älteren Sohn stets verzogen und begünstigt.“

Des alten Mannes Blick richtete sich erstaunt auf den Advokaten. Aber er antwortete nicht sogleich und ein peinliches Schweigen trat ein.

„Ich habe mit Herrn Borne etwas zu sprechen, Mutter,“ sagte der Alte. Er war jetzt ruhiger. Die Frau schritt dem Hause zu.

Allan Ritson und der Advokat folgten ihr und traten in ein kleines Zimmer rechts vom Säulengang. Es war ein gemütlicher Raum, voll von Erinnerungen an vergangene Zeiten. Die Dielen waren von polirtem schwarzem Eichenholz, mit Schaffellen bedeckt. Die Decke war gleichfalls von Eichenholz, in Felder abgeteilt und gestützt durch einen geschnittenen Hauptbalken. Glänzende Eichenschränke mit rohen Schnitzereien auf den Vorderseiten waren in die weiß gestrichene Wand eingelassen, welche eine Malerei, sowie drei Inschriften in Schwarz und Weiß zeigten. Die Möbel waren alt und schwerfällig; in der breiten Fensternische stand ein Spinnrad; schief fiel das Sonnenlicht durch das Fenster.

Die Männer setzten sich.

„Ich habe nach Ihnen geschaut, um mein Testament zu machen, Herr Borne,“ begann Ritson.

Der Advokat lächelte.

„Es ist eine alte Wahrheit, daß Aufschub in Rechts-sachen wie eine Kerze ist, welche bei Tag brennt. Wenn die Nacht kommt, ist sie niedergebrannt.“

Der Alte achtete wenig auf diesen Ausspruch.

„Aber, mein Fall ist kein ganz gewöhnlicher,“ fuhr er fort.

Borne wurde aufmerksam.

„Und was ist Ihr besonderes Anliegen?“ fragte er.

Allan schien seine Ideen zu ordnen. Nach kurzem Schweigen begann er, langsam, als ob er Gedanken und Worte erst bilden müßte:

„Sie müssen nämlich wissen — ich weiß kaum, wie ich es Ihnen sagen soll — nun — mein ältester Sohn — Paul, wie er genannt wird —“

Der alte Mann stockte, sein Benehmen wurde verlegen. Borne kam ihm zu Hilfe.

„Ja, ja, ich höre. Also, Ihr ältester Sohn —“

„Er ist — er ist nämlich —“

Die Thüre öffnete sich und Frau Ritson trat ein. Laird Fischer folgte ihr.

„Herr Ritson, Ihre Schafe, diese schwarzen Bergschafe, haben die Räune durchbrochen und nun treibt sich die ganze Herde oben beim Hohlweg auf dem Paß umher,“ sagte der Kohlenbrenner.

Der Alte sprang auf.

„Ich muß sogleich hinauf!“ rief er. „Herr Borne, ich muß Sie verlassen, wenn ich nicht fünfzig Stück Schafe in der Kluft verlieren will.“

„Ich glaube, ich müßte Ihnen das sogleich sagen, denn mir scheint, wir werden bald böses Wetter bekommen.“

„Ihr habt recht, Matthias, und es ist freundschaftlich von Euch gehandelt. Im Augenblick komme ich.“

Der Laird Fischer ging.

„Können Sie mich hier erwarten bis acht Uhr abends, Herr Borne?“

Auf dem Gesicht des Advokaten war einiger Verdruss zu lesen, dennoch antwortete er geschmeichelt:

„Ich stehe immer zu Ihren Diensten, Herr Ritson, und kann um acht Uhr wiederkommen.“

„Sehr gut!“ Zu seiner Frau gewendet fügte der Alte hinzu: „Reiche Freund Borne einen Bissen zur Erfrischung,“ worauf er dem Köhler eilig nachfolgte. Draußen im Hof pfliff er den Hunden, öffnete dann die Thüre eines kleinen Nebenhauses und rief hinein: „Reuben, wo bist Du? Komm schnell und bringe den Jungen mit!“

Im nächsten Augenblick erschien ein junger Schäfer mit dem Hüterjungen, umgeben von drei oder vier Schäferhunden, auf dem Hof.

„Gehst Du auf den Felsenhügel zurück, Matthias?“ fragte Ritson.

„Nein, ich bin fertig für heute. Ich gehe nach Hause.“

„Dann gute Nacht und besten Dank!“

Die Männer riefen die freudig bellenden Hunde und verschwanden mit raschen Schritten im Wald.

Durch die Halle schreitend, traf der Advokat mit Hugo zusammen, der eben das Haus verlassen wollte. Hugos Züge waren starr und sein Kopf tief gesenkt.

„Sind Sie neugierig zu wissen, warum ich hieher berufen worden bin?“ fragte der Advokat.

Hugo erhob den Kopf nicht sofort.

„Sein Testament zu machen,“ fügte Borne hinzu, eine Antwort nicht abwartend.

Hugos Blick hob sich jetzt voll Verständnis. Darauf ging der junge Mann hinaus, ohne ein Wort zu erwidern.

Hugo Ritson war siebenundzwanzig Jahre alt. Sein glatt rasirtes Gesicht war lang, bleich und von intelligentem Ausdruck, die Nase an der Stirne breit und stark geformt, die Lippen waren meist fest geschlossen, seine Augen groß und leidenschaftlich, über der breiten Stirne trug er kastanienbraunes, in der Mitte gescheiteltes Haar, welches in dünnen Wellen über die Schläfen herabfiel. Sein Gesicht, das für gewöhnlich einen Ausdruck von Schwermut trug, sprach, wenn erregt, von energischer Thätigkeit. Er war

kaum über mittelgroß und seine Gestalt fast schwächlich zu nennen.

Wenn er sprach, fühlte man sich in Erstaunen versetzt über seine Stimme. Sie hatte einen so tiefen Klang, wie man ihn von dieser zarten Gestalt nicht erwartet hätte. Seine Lahmheit, welche aber nicht bedeutend war, rührte von einem langwierigen Uebel an der Hüfte her.

Als zweiter Sohn eines cumberlandischen Landwirts, dessen Vermögen hauptsächlich in Gütern bestand, erhoffte er nur wenig von seinem Vater und hatte daher den Beruf eines Mineningenieurs ergriffen. Nachdem er einige Monate in den Eisenbergwerken von Cleator zugebracht hatte, ging er, zweiundzwanzig Jahre alt, nach London, um als Student in die Bergbauschule einzutreten.

Hier blieb er vier Jahre lang, während welcher Zeit er mit einem jungen Advokaten eine gemeinsame Wohnung einnahm. Sein Aufenthalt in London verlief ohne bemerkenswerte Ereignisse. Schweigsam, wie er war, blieb er den meisten seiner Mitschüler fremd und nur der Freund, der mit ihm zusammen wohnte und so Gelegenheit hatte, ihn zu jeder Zeit und in jeder Stimmung zu sehen, ahnte, daß unter diesem kalten Äußern eine glühende Natur verborgen. Hugo selbst aber war sich wohl bewußt, welche stürmische Leidenschaften seine Brust barg.

Indessen, so mächtig diese Leidenschaftlichkeit war, seine Willenskraft war es nicht weniger. Er wußte sich zu beherrschen, und während seines vierjährigen Aufenthalts in London bemühte er sich mit Erfolg, die sinnliche Blut einzudämmen, welche im geheimen ihn bedrohte.

Mit sechsundzwanzig Jahren kehrte er nach Cumberland zurück. Er hatte einigen Grund, zu glauben, daß sein Vater sich bemühen werde, ihm die Mittel zur Begründung eines eigenen Unternehmens im Bergbau zu verschaffen. Ein Jahr war aber schon verflossen und noch war nichts geschehen. Diese Verzögerung machte ihn reizbar und verdrossen.

Sein Bruder Paul hatte sein Leben immer auf dem Lande zugebracht und jedermann betrachtete ihn als den einzigen Erben. Das war wenigstens Hugos Meinung, obgleich noch keine Verfügung für die Zukunft getroffen war.

Woche um Woche, Monat um Monat verstrichen und seine Stimmung wurde immer mehr verbittert. Schon war er beinahe entschlossen, diesem Warten ein Ende zu machen. Der Tag mußte kommen, wo er es nicht länger ertragen konnte, dann wollte er sich dem Zufall anvertrauen und sein Glück in der Ferne suchen.

Ein zufälliger Umstand war Ursache, daß dieser Entschluß noch nicht zur Reife gekommen war. Hugo kam auf seinen Spaziergängen häufig auch an die Stelle, wo Laird Fischer seinen Schacht gegraben hatte. An dem Bache, welcher an dem verlassenem Tiefbau vorüberfloß, ging er an heiteren Sommermorgen manche Stunde entlang. Eines Tages sah er dort die Tochter des alten Laird, welche am Ufer Wäsche reinigte. Er erinnerte sich ihrer als eines hübschen, muntern Dings von zehn oder elf Jahren. Jetzt war sie eine Jungfrau von achtzehn Jahren, mit unschuldsvollem Gesicht und schüchternem Wesen.

Ihre Mutter war vor kurzem gestorben und ihr Vater brachte die Tage meist auf dem Felsenhügel zu, manchmal auch ganze Nächte, wenn der Kohlenmeiler brannte. Infolge dessen blieb sie oft allein.

Hugo fand Gefallen an ihren unbefangenen Antworten und naiven Fragen, und so gab es sich, daß er sie gewöhnlich des Morgens hier zu finden erwartete und enttäuscht war, wenn er einmal ihr junges Gesicht nicht zu sehen bekam. Obwohl selbst schüchtern, hörte er doch gerne dem bescheidenen, muntern Geplauder des Mädchens zu. Sein düsterer Blick wurde dann milder und nahm selbst einen zärtlichen Ausdruck an.

Dies währte so monatelang und keine geschwätigen Runen störten in dieser Einsamkeit die verborgene Idylle. Endlich bemerkte Hugo, daß des Mädchens Herz für ihn zu fühlen begann. Wenn er einmal etwas später kam, fand er sie an einen Zaun gelehnt, die Augen auf das Berggras zu ihren Füßen gerichtet, die Wangen mit dunkler Blut gefärbt.

Es ist überflüssig, weiteres zu erzählen. Das Mädchen gab sich ihm hin mit Herz und Seele, und er, nun, er fand, daß das Bollwerk, mit dem er sich umgeben hatte, niedergerissen war.

Dann kam das Erwachen.

Hugo sah ein, daß dem einfachen Kinde da sein Herz nicht gehörte. Zu spät wurde er sich bewußt, daß er mit der ganzen Glut seiner nur mühsam bezähmten leidenschaftlichen Natur ein anderes Mädchen liebte.

Das war der erste dunkle Punkt im Leben dieses Mannes.

Der zweite dunkle Punkt war neuer und erst vor kurzem zu seiner Kenntnis gekommen. Die Geschichte, welche Borne ihm erzählt hatte, von dem Vermächtnis, das Gretas Vater für den Sohn einer gewissen Grace Ormerod hinterlassen, hatte er zu einer Zeit erfahren, wo er infolge von Enttäuschung und Verdruss ganz besonders dem Einfluß irgend eines Zufalls zugänglich war, wenn dieser nach derselben Richtung wirkte, wohin seine Neigungen und Wünsche ihn zogen.

Wenn nun diese Grace Ormerod, welche Lothar geheiratet hatte, wirklich seine eigene Mutter war, dann mußte Paul — es war tausend gegen eins zu wetten — Lothars Sohn sein. War Paul aber Lothars Sohn, so war er auch der Halbbruder von Greta. Wenn Paul demzufolge nicht der Sohn von Allan Ritson war, so war ja er, Hugo, seines Vaters alleiniger Erbe!

In diesem Wirbelwind von Gedanken war er nicht im stande, alle Einzelheiten und Wahrscheinlichkeiten genau zu erwägen. Genug, daß die Thatsache, wenn es eine solche, ihm günstig war und alle Verhältnisse, alle seine Aussichten für die Zukunft zu seinen Gunsten änderte.

Vielleicht die erste Folge dieser Aenderung bestand darin, daß er nun die unglückliche Episode in seinem Leben, in welche Mercy Fischer verwickelt war, unwillkürlich ganz anders ansah. Welches seine Gesinnungen vor Bornes Enthüllungen waren, haben wir bereits gesehen. Jetzt aber erschien ihm das Gefühl, das einer solchen „Episode“ irgend welche Wichtigkeit beilegen würde, — und gar erst der Gedanke an eine „Ehhe durch Heirat“ — doch nur noch wie der falsche, lächerliche Heroismus eines schwülstigen Dramas.

Als er in der Vorhalle an Borne vorüber ging, war er eben auf dem Wege zu Laird Fishers Hütte. Der sich sah er auf der Straße seinen Vater mit dem Kohlenbrenner und den Schäfern, und um diese zu vermeiden, schlug er einen Seitenweg am Abhang der Kalklippe ein.

Nachdem er etwa eine Meile in raschem Schritt zurückgelegt, erreichte er ein kleines, sauber gehaltenes Häuschen, welches am Eingang des Thals von Neulands stand, ganz nahe bei der Brücke, welche über den Wasserfall führte. Es war ein reizender Platz in äußerster Abgeschiedenheit, dessen Stille nur durch das Brausen des Wasserfalls, das Wirren der Tauben auf dem Dache und das Zwitschern der Drosseln am Ufer des Waldbaches unterbrochen wurde.

Die Luft war frisch und erfüllt mit dem Geruch von frischem Torf. Vor dem Hause lag ein keilsförmiger Garten, dessen Mittellinie durch eine Reihe von Kastanienbäumen bezeichnet wurde.

Als Hugo näher kam, bemerkte er ein Eichkätzchen auf einem der Bäume. Das kleine Tierchen schaukelte sich vergnügt auf dem dünnen Ende eines schwankenden Astes und klappte bald an den herabhängenden sächerförmigen Blättern, bald an der stacheligen Schale einer Kastanie. Als er das Pförtchen öffnete, sah Hugo deutlich, daß eine Kaze lauernd hinter dem Stamm dieses Baumes saß und von Zeit zu Zeit nach dem mutwilligen Eichbörnchen spähte.

Beim Eintritt in den Garten begegnete er Mercy, welche mit einem Eimer Wasser eben vom Ziehbrunnen kam. Sie hatte ihn erblickt, suchte aber nach dem Hause vorüber zu gehen. Er trat an sie heran und sie setzte den Eimer nieder. Ihren Kopf hielt sie tief gesenkt, während ihre Wangen in dunklem Rot erglühten.

„Mercy,“ sagte er, „alles ist bereit. Borne wird Dich heute abend in den Zug befördern und am Ende Deiner Reise wirst Du die Person finden, von der ich Dir gesagt habe.“

Das Mädchen richtete einen bittenden Blick auf sein Gesicht.

„Nicht heute, Hugo,“ flüsterte sie mit gebrochener Stimme, „laß mich bleiben bis morgen.“

Er sah sie einen Augenblick starr an, und als er wieder sprach, klang seine Stimme in ihrem Ohr wie das Klirren einer Kette.

„Du mußt reisen! Mit jeder Woche Aufschub wächst die Gefahr.“

Die Augen des Mädchens senkten sich wieder und Thränen fielen auf die braunen Arme, welche sie vor der Brust gekreuzt hatte.

„Komm,“ fügte er in etwas sanfterem Tone hinzu, „der Zug fährt in einer Stunde ab. Dein Vater ist noch nicht zurück vom Kohlenmeiler und die meisten Bewohner des Thals sind beim Volksfest. Um so besser! Nimm Hut und Mantel und schlage den Weg nach Colbal ein. Dort wirst Du Borne finden.“

Die Thränen des Mädchens flossen stärker, obgleich sie sich in die Lippen biß und sie mit Gewalt zurückzuhalten suchte.

„Nun, nun, beruhige Dich! Es war ja Dein eigener Wille.“

Eine Pause trat ein.

„Ich hatte nie gedacht, daß es so schwer sein würde, zu gehen!“ sagte sie endlich.

Er lächelte schwach und versuchte einen mehr überredenden Ton.

„Du gehst ja nicht fort für Deine ganze Lebenszeit! Du wirst gesund und glücklich wiederkommen.“

Diese Worte gingen ihr durchs Herz. Ihre gefalteten Hände zitterten sichtbar, ihre Finger waren krampfhaft geschlossen. Nach einer Weile erst konnte sie etwas ruhiger antworten:

„Nein, ich werde niemals wiederkommen. Das weiß ich.“ Ihr Kopf sank auf die Brust nieder. „Ich muß von allem Abschied nehmen. Da sind Betty Jacksons Kinder. Ich kühle sie alle heute morgen, ohne ihnen zu sagen, warum; der kleine Willy schien es zu ahnen, der gute, kleine Kerl. Er weinte so bitterlich!“

Die Erinnerung hieran brachte in der einfachen Seele des Mädchens die Quelle der Zärtlichkeit zum Überfließen und ihre plaudernde Kinderstimme erstarb in Schluchzen.

Der Mann stand mit einem gezwungenen Lächeln im

Gesicht daneben. Er trat näher, wischte ihre Thränen ab und erhob ihr gesenktes Köpfchen mit einer ermutigenden Bewegung.

Mercy gewann die Sprache wieder.

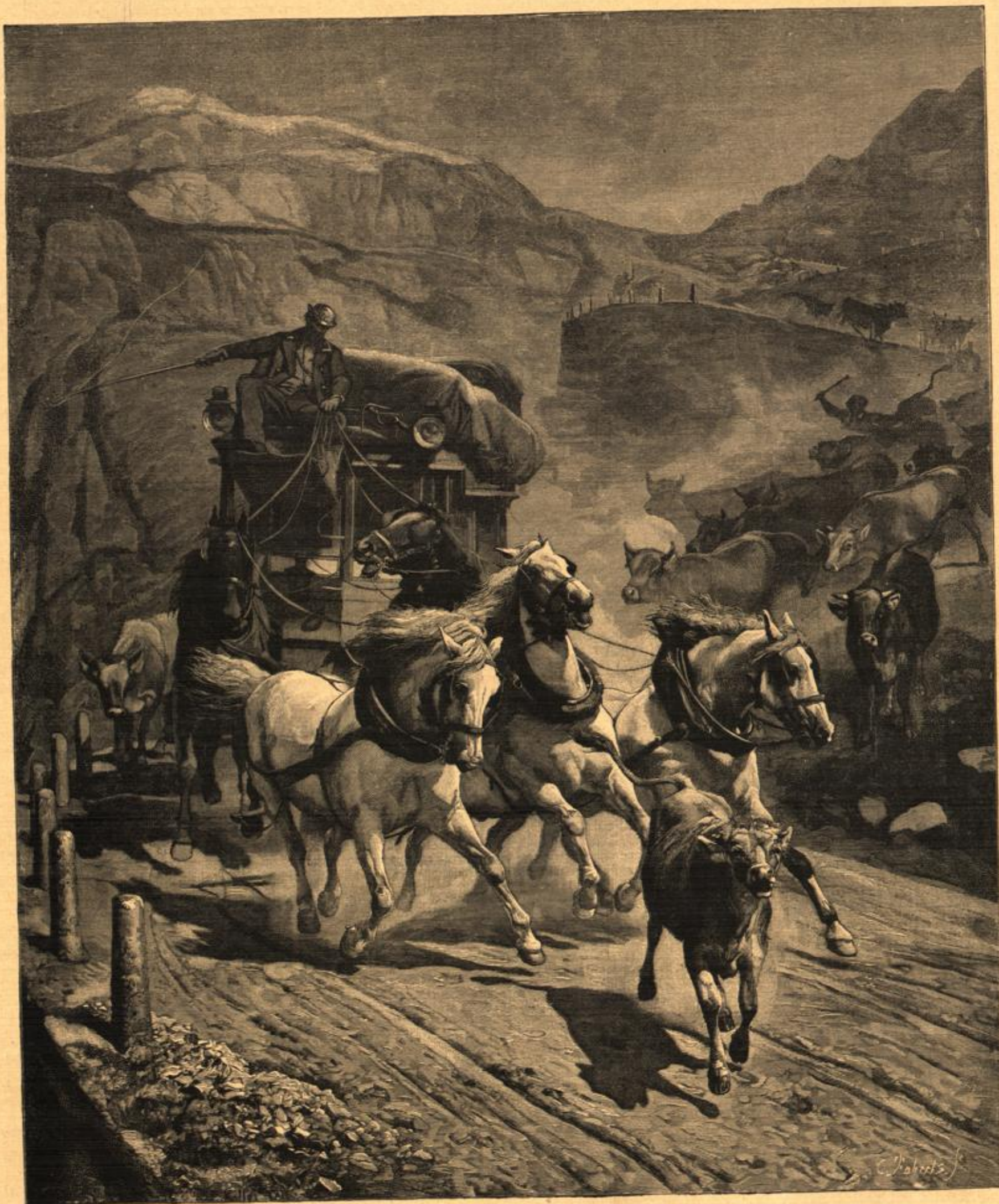
„Und da ist auch Deine Mutter, von der ich nicht ein-

mal Abschied nehmen darf, und mein armer Vater! Ich habe nicht den Mut, ihm zu sagen —“

Hugo stampfte ungeduldig mit dem Fuß.

„Aber, Mercy, sei doch nicht so thöricht!“

Das Mädchen hob sein sanftes, treuerziges Gesicht zu



Die alte Poststraße über den St. Gotthard. Gemälde von Rudolf Koller. (S. 281.)

ihm auf, dies Gesicht, das einst so strahlend wie der Tag gewesen, jetzt aber bleich war vom Weinen und tief gefurcht vom Kummer. Sie faßte ihn am Rock und dann, wie infolge eines plötzlichen Antriebs, legte sie hastig den Arm um seinen Hals und erhob den Kopf zu dem seinigen, bis ihre Lippen sich beinahe berührten und ihre Augen sich

in einem langen Blick begegneten. „Hugo,“ sagte sie leidenschaftlich, „liebst Du mich auch stark genug, daß Du meiner gedenken wirst, wenn ich fort bin? Bist Du dessen sicher, ganz sicher?“

„Ja, ja, gewiß!“ sagte er sanft.

Er machte sich los aus ihrem Arm.

„Und wirst Du kommen und mich abholen, nach — nach —“

Sie konnte das Wort nicht aussprechen.

„O gewiß, gewiß!“ erwiderte er lächelnd.

Ihre Finger schlossen sich zitternd, ihr Kopf sank herab und ihre Wangen glühten fieberhaft.



Die Blauwirsbunde. Gemalte von E. Ternoß. (S. 285.)

„Nun, natürlich, versteht sich!“ wiederholte er.
Er lächelte wieder, wie um diesen kindlichen Ernst zu verschleiern. Dann legte er plötzlich den einen Arm um die Schultern des Mädchens und flüsterte, indem er ihr Gesicht zu dem seinigen erhob, mit einem Gemisch von Mitleid und Rärtlichkeit:

„Gut, gut! Sei jetzt vernünftig, geh und mache Dich fertig!“

Rasch wischte Mercy die Thränen aus den Augen und blickte ihn halb verschämt, halb entzückt an.

„Ja, ja, ich gehe!“

„Du bist mein liebes kleines Mädchen!“

Bei diesen Worten lehrte der Sonnenschein wieder in ihr Antlitz zurück.

„Sehe wohl für jetzt, Mercy, nur für jetzt, das weißt Du ja!“

Aber wie rasch folgte dem flüchtigen Sonnenschein der tiefe Schatten!

Hugo sah die Thränen in den leuchtenden Augen und kam wieder einen Schritt zurück.

„Nun, laß sehen, ein Lächeln — nur ein einziges, kleines Lächeln!“

Sie lächelte durch die Thränen.

„Sieh, sieh! Das ist meine liebe kleine Mercy wieder. Adieu, Kind! Adieu!“

Dann wandte sich Hugo ab und ging rasch davon.

Als er den Garten verließ, bemerkte er, wie die Kage vom Fuße des Kastanienbaums sich verstohlen wegschlich, mit etwas wie einem triumphirenden Grinsen in dem härtigen Gesicht und dem Schweiß des Gichtknochens zwischen den Zähnen.

Hugo hatte seinen Zweck erreicht. Dennoch fühlte er sich tiefer niedergedrückt als nach einer schweren Niederlage. Er hatte seine eigenen Gefühle besiegt und nun schlich er davon vom Schauplatz seines Triumphes mit der Empfindung äußerster Erniedrigung. Schon die Alltäglichkeit des begangenen thörichten Streiches war ihm peinlich, noch weit mehr aber die Feigheit desselben.

Daß ein Mann mit ungleichen Waffen ein schwaches Weib überfiel und es mit Trug und Schmeichelei besiegte, das war mehr als grausam, das war brutal, feig und schlecht, so sagte ihm eine innere Stimme.

Der Tag ging zu Ende. Die Sonne war hinter den Berggipfeln verschwunden und ließ den Felsgrat im Westen in dümmender Dunkelheit. Auf der Ostseite waren die grünen Abhänge und die Spitzen der Kagenselsen und der Kalkspitze noch vom goldenen Glanz überglänzt. Kein Blatt, kein Halm rührte sich, ruhig lag das Thal da. Nur das Stimmengewirr der dort unten beim Volksfest versammelten Landleute unterbrach die Stille. Der Himmel war heiter und dunkelblau, aber eine schwere schwarze Wolke, massig wie ein Schiffsrumpf, war im Norden vor Anker gegangen.

Hugo ging die Thalstraße hinab nach Hause. Er war ersichtlich in gedrückter Stimmung, sein Kopf tief gesenkt. Zuweilen blieb er plötzlich stehen, dann griff er wieder ungestüm nach dem Buschwerk, das sich längs der Straße hinzog, und ging weiter. Als er am Fuße des schwarzen Felsens hinging, veranlaßte ihn lautes Hundgebell, auf welches das Blöken noch unsichtbarer Schafe folgte, aufzublicken, und er sah eine Gruppe von Männern, welche — wie Aneisen an einem dunklen Steindamm — einen abschüssigen Grat erkletterten.

Ein leichtes Zucken flog über seine Züge und sein Fuß schleifte sich schwerfälliger, als er weiter ging. An einer Biegung der Straße begegnete er dem Laird Fischer. Der alte Mann sah weniger melancholisch aus als gewöhnlich.

„Guten Abend, guten Abend, Herr! Wie befinden Sie sich?“ rief er fast heiter.

Hugo gab eine kurze Antwort.

„Also, Sie schlafen heute nacht nicht auf dem Felsen, Matthias?“

„Nein, heute feiere ich nicht, heute feiere ich. Meine Tochter wartet auf mich.“

Hugos Augen waren jetzt scharf auf die Straße gerichtet, welche im Westen am Fuß der Felsen hinlief. Der Köhler blickte auf und indem er Hugos Blicken folgte, sagte er:

„Es ist eine gefährliche Stelle, wo Ihr Vater sich jetzt mit Reuben und dem Jungen befindet und ein böses Wetter kommt herauf. Sehen Sie jene Wolke?“

Hugo Mißtrauen fühlte sich dem Manne gegenüber verlegen und gab stotternd eine nichtsfagende Antwort.

„Aber jetzt muß ich machen, daß ich nach Hause komme, Herr. Meine kleine Tochter wird mich schon ungeduldig erwarten. Gute Nacht, Master Hugo, gute Nacht!“

„Gute Nacht, Matthias, und Gott helfe Euch!“ erwiderte Hugo in auffallend ernsthaftem Ton und abgewendetem Blick.

Kaum eine halbe Meile war er weiter gekommen und hatte den Fußpfad erreicht, welcher nach der Schlucht zu führte, als er von Greta Lother beinahe überrannt wurde, die in vollem Laufe durch das Baumthor einer Wiese geeilt kam. Ihr Hut schwang an ihrem Arm, das wogende

Haar flutete über ihre weiße Stirn, die Wangen waren mit einer rothigen Blut überglänzt. Ein schalkhafter Glanz lag in ihren Augen und ein mutwilliges Lachen auf ihren Lippen.

Greta war eben Paul Mißtons Liebeständeleien entronnen, überrascht rief sie aus:

„Ah! Hugo!“

„Wie glücklich Du aussehest, Greta!“ sagte er, den leuchtenden Blick auf das junge Mädchen richtend.

„Nicht glücklicher, als ich mich fühle,“ erwiderte sie, den Hut um den Arm schwingend.

Hugo hatte während der letzten halben Stunde über vielen guten Vorsätzen gebrütet, nun aber war nicht ein einziger mehr davon übrig geblieben.

„Du warst heute Zeuge einer peinlichen Scene,“ sagte er zögernd. „Sei versichert, sie war für mich um so peinlicher, weil Du dabei zugegen warst.“

„Ach, ich war sehr betrübt darüber,“ erwiderte Greta lebhaft. „Du meinst doch den Auftritt mit Deinem Vater?“

„Ja. Er war unvermeidlich, das weiß ich. Nur für meinen Anteil daran bitte ich Dich um Verzeihung.“

„Das ist nicht nötig,“ erwiderte Greta treuherzig. „Aber Du nimmst es doch wohl zu ernst, was Dein Vater sagte.“

„Ich nahm ihn beim Wort, das ist alles.“

„Aber jedenfalls meinte es der gute alte Mann nicht so böse. Er wollte Dich nur ein bißchen ausankeln, vielleicht auch erschrecken und seinen Stolz schwingen, dann aber Dich nur noch um so mehr lieb haben.“

„Du magst im Recht sein, Greta. In ihren seltsamen Launen bringt die Natur auch solche menschliche Widersprüche hervor. Aber es ist, wie Du sagst, ich nehme die Dinge immer ernsthaft, alles, auch das Leben.“

Er schwieg, doch seine Lippen zuckten.

„Uebrigens,“ fuhr er in verändertem Tone fort, „ist es immer so gewesen. Seit unserer — meines Bruders und meiner — Kindheit wurde wenig elterliche Rärtlichkeit auf mich verschwendet, und ich kann daher kaum erwarten, daß es jetzt anders sein sollte.“

„Das ist gewiß nur eine krankhafte Vorstellung,“ sagte Greta in schmerzlichem Tone. Der heitere Glanz erlosch in ihren Augen. Einen flüchtigen Blick ließ sie über Hugos krankes Bein gleiten, erhob aber die Augen sogleich wieder mit rascher Wendung zu seinem Gesicht in sichtlicher Verwirrung und Verlegenheit.

Es war zu spät. Er hatte ihren Gedanken erraten. Sein Auge blickte kalt, und mit einem bitteren Lächeln sagte er:

„Nein, nicht das ist es. Ich verlange kein Mitleid dafür — und bedarf dessen nicht. Die Natur hat meinen Bruder mit einem Neugern begabt, das eine griechische Bildsäule beschämen könnte. Aber er und ich sind quitt, vielleicht mehr als quitt.“

Sein Lächeln zeigte bei diesen Worten einen harten Ausdruck und sie erröthete tief darüber, daß er in ihren Gedanken zu lesen verstanden hatte.

„Es thut mir leid, wenn ich Dich auf solche Ideen brachte,“ sagte sie leise, „es geschah ganz unbewußt meinerseits. Ich dachte an Deine Mutter, die so gut und mild gegen die Armen ist. Sie ist wirklich ein Engel für die Gegend. Weißt Du, wie das Volk sie nennt?“

Hugo schüttelte verneinend den Kopf.

„Die heilige Grace. Der Pastor Christian hat es mir gesagt. Es scheint, es war meine eigene gute Mutter, welche ihr diesen Namen gegeben.“

„Dennoch ist mir wenig zu teil geworden von dem, was meinem Leben Reiz verleihen konnte, Greta.“

In seiner Stimme lag eine ungewöhnliche Weichheit. Sie hatte nichts zu erwidern und schweigend schritten sie dem Hause zu.

Nachdem sie einige Schritte so zurückgelegt hatten, erinnerte sich Greta Pauls. Sie streckte ihr niedliches Häuschen aus, um über eine Steinmauer nach der Stelle in das Feld hinüber zu sehen, wo sie ihn verlassen hatte.

Hugo beobachtete sie aufmerksam.

„Ich höre, Du hättest Dich entschlossen. — Ist es so, Greta?“

„Entschlossen — wozu?“ fragte sie, von neuem erröthend. Auch sein Gesicht röthete sich und mit gezwungener Ruhe antwortete er:

„Meinen Bruder zu heiraten.“

„Wenn er es wünscht. Ich glaube, er wünscht es; wenigstens sagt er so, wie Du weißt.“

Hugo blickte ernsthaft in das gluthüberglänzte Gesicht des Mädchens und bemerkte gedehnt und bedächtig:

„Greta! Vielleicht gibt es Gründe dafür, daß Du Paul nicht heiraten solltest.“

„Was für Gründe?“

Er antwortete nicht sogleich und sie wiederholte ihre Frage. Dann sagte er in seltsamem Tone:

„Rechte und gerechte Hindernisse, wie man sagt.“

Gretas Augen öffneten sich weit in unverhohlenem Erstaunen.

„Das kannst Du unmöglich ernst meinen,“ sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Dabei blickte Hugo forschend in die Augen, verstand aber nicht, was sie darin las. Dann begann sie zu lachen, erst leicht, dann aus vollem Halse, indem sie mit abgewendetem

Kopf, wie im Selbstgespräch, ausrief: „Nein, nein, da gibt's weder Gründe noch Hindernisse, denn er ist der Mann, den ich liebe.“

„Du liebst ihn also?“

Greta blickte erstaunt auf.

„Du magst noch fragen?“ rief sie und das Erstaunen in ihren großen Augen vertiefte sich zu einem Blick voll Leidenschaft. „Ob ich ihn liebe?“ fuhr sie fort. „Mehr als die ganze Welt!“ Das Mädchen war in bestiger Erregung. „Du sollst ja eines Tages mein Bruder sein, und daher kann ich das ohne Scheu vor Dir aussprechen.“

Wieder schwang sie den Hut um ihren Arm, um durch die spielende Bewegung ihre Verlegenheit zu verbergen.

Hugo verstummte und sein Gesicht glättete sich. Ein räthselhaftes Lächeln lag auf seinen Lippen. Während er mit Greta sprach, durchkreuzte seine Gedanken wie ein schmerzvoller Grundton die Erinnerung an Mercy Fischers.

Jetzt aber hatte er sich seiner letzten Skrupel in Bezug auf sie entledigt. Sein ganzes Leben lang an ein unbegabtes Stück physischer Schönheit gebunden zu sein, welcher Mann von Geist konnte das ertragen! Er hatte einmal einem Impuls der Natur gefolgt, das war wahr! Dieser Augenblick der Versuchung drohte mit peinlichen Folgen, auch dem war so! Was dann weiter? Nichts! Sollte denn jene Last für immer an seinem Halse hängen? Pah! Alle Naturgesetze waren dagegen! Hatte er nicht gesagt, er sei über Vorurtheile erhaben? Er war auch erhaben über solche Schwächen. Seine Sophisterei wuchs beim Anblick von so viel Schönheit vor ihm. An ihre letzten Worte anknüpfend, entgegnete er:

„Dein Bruder, ja. Aber hast Du nie vermutet, daß ich vielleicht einen andern Namen für mich wünschen könnte?“

Wieder erschien der Ausdruck lebhaften Erstaunens in ihrem Blick. Er bemerkte dies und fuhr fort:

„Ist es möglich, daß Du mein Geheimniß nicht geahnt hast?“

„Welches Geheimniß?“ fragte sie mit halb erstarrter Stimme.

„Greta! Wenn Deine Liebe eine edle, großmüthige wäre, so müßtest Du mein Geheimniß erraten haben, ebenso wie ich das Deine erriet!“ In leiserem Tone fügte er hinzu: „Schon lange wußte ich, daß Du meinen Bruder liebst oder doch zu lieben glaubtest. Ich sah es, noch ehe er es wußte, ja, noch ehe Du selbst Dir dessen bewußt wurdest.“

Die rote Blut färbte ihre Wangen noch tiefer als zuvor. Sie war stehen geblieben, er aber wechselte in nervöser Unruhe seine Stellung, bald vorwärts, bald rückwärts schreitend.

„Greta,“ begann er wieder und richtete seine Augen durchdringend auf sie, „was ist die Liebe, welche kaum ihrer selbst sich bewußt wird? Eine solche ist die Liebe, die Du für meinen Bruder begst. Und was ist die zähe, schüchterne Leidenschaft eines Mannes ohne Bildung? Das ist die Liebe, welche er Dir bietet. Was ist ihm Deine Liebe oder Dir die seinige? Was ist sie, was kann sie sein? Liebe ist keine wahre Liebe, wenn sie nicht Herz und Gemüt verbindet!“ Im Tone wachsender Erregung fuhr er rascher fort: „Alle andere Liebe ist nichts als Sinnenlust. Ich verstehe Dich nicht, Greta — ein so rauher Mann wie mein Bruder.“ Dann fügte er mit leidenschaftlicher Stimme hinzu: „Ich, Teure, biete Dir eine Liebe, wie sie dieses Bauernvolk hier nicht kennt!“

„Bauernvolk!“ wiederholte sie mit halb erstarrtem Flüstern.

Er hörte nicht auf sie. Seine glühenden Augen schwebten, er war ganz vom Taumel der Leidenschaft hingerissen.

„Greta, Geliebte! Ich sagte, es sei mir wenig zu teil geworden, das meinem Leben Reiz verleihen konnte. Dennoch bin ich ein Mann, fähig zu lieben und geliebt zu werden. Meine Liebe zu Dir war mondelang stumm, aber sie kann nicht länger stumm bleiben. Vielleicht gab es für mich noch ein anderes Hindernis, als das Deiner Liebe zu Paul, aber das ist jetzt um.“

Seine Wangen zuckten, die Lippen zitterten, nervös zogen sich seine Finger zusammen. Er trat noch näher an sie heran und ergriff ihre Hand.

Sie schien wie betäubt, überwältigt durch stürmische Gefühle, wie gelähmt durch die Ueberraschung; bei seiner Berührung jedoch gewann sie all ihre Kraft wieder. Sie stieß seine Hand zurück. Ihre Brust wogte. Mit einer Stimme voll Entrüstung rief sie:

„Das ist es also, was Du meinst! Jetzt endlich verstehe ich Dich!“

Hugo wich einen Schritt zurück.

„Greta! Höre mich, höre mich nochmals an!“

„Nein, ich will nicht! Du hast Deines Bruders Herz beleidigt, ganz ebenso, als ob Du in diesem Augenblick zu Deines Bruders Frau schon sprädest.“

„Greta, bedenke, ehe Du sprichst! Bedenke, ich bitte Dich!“

„Ich habe alles schon bedacht; ich habe für Dich gefühlt wie eine Schwester und mit Dir gesprochen wie mit einem Bruder. Jetzt weiß ich, wie niedrig Deine Denkart ist.“

Hugo unterbrach sie leidenschaftlich.

„Um Gottes willen, halte ein! Ich bin unverföhlich für immer.“

Er zitterte vor Erregung. Jeder Nerv zuckte.

„Du sprichst von Liebe? Du hast nie geliebt! Wenn Du verstündest, was dies Wort bedeutet, würdest Du in diesem Augenblick vor Scham sterben auf der Stelle, wo Du stehst!“

Hugo verlor jetzt alle Selbstbeherrschung.

„Nimm Dich in acht!“ stieß er hervor, unfähig, seine Wut noch länger zu bändigen.

„Schweige, sage ich Dir!“ entgegnete Greta mit energischer Handbewegung. „Du bietest Deine Liebe einer Verlobten an, das ist schlecht! Es ist falsches Geld und wird mit Verachtung zurückgewiesen.“

Hugo hatte sich wieder gesammelt. Tiefe Falten bedeckten seine Stirne, aber er antwortete mit kalter Ruhe: „Du wirst niemals meinen Bruder heiraten!“

„Gewiß, wenn es Gottes Wille ist.“

„Dann wirst Du es mit lebenslänglichem Jammer und Entsetzen büßen.“

„Es wird so kommen, wie es dem Himmel gefällt.“

„Ein Bauer — ein plummes Tier — ein niedrig —“

„Genug! Lieber würde ich einen Knecht heiraten als solch einen Herrn wie Dich!“

Auge in Auge, mit leuchtendem Atem und zornigen Blicken standen sie einander gegenüber. Dann wandte Greta sich ab und setzte ihren Weg fort.

Hugo nahm sogleich sein gewöhnliches kaltes Wesen wieder an. Er schaute ihr nach ohne die mindeste Veränderung in seinen Zügen und ging dann gelassen dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Petre und Nato.

Eine wahre Bergidylle aus Georgien

von

Arthur Leiff.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war in den letzten Tagen des Oktobers und der Spätherbst war schon eingeleitet in die Berge und Thäler des Pshawerlandes. Nur hier und da grünte noch ein Strauch, sonst war alles Laub auf den Bäumen schon abgestorben, und rot und gelb schimmerte der verödete Wald. Oben auf den Gipfeln der Berge lag schon der erste Schnee, und auch hier auf den Halden der Hochthäler schneite es heute und ein kalter Wind brauste von den Höhen herüber.

Ja, trübe und unheimlich war es auf der Halde, aber trotzdem war es nicht ganz leblos, denn hier und da zogen Hirten mit ihren kleinen Herden umher und von Zeit zu Zeit hallte ein Lied oder ein Ruf durch das Hochthal dahin. War auch das Gras schon halb vergilbt, so zogen sie doch noch an jedem Morgen heraus, um ihre Schafe und Ziegen die letzten Halme abweiden zu lassen, denn ihr Heuborrat war nicht groß und der Winter ist lang im Pshawerland.

Auch Petre war herausgekommen mit seinen zwölf Ziegen, und auf einem Steine nahe am Feuer sitzend, rauchte er seine kurze Pfeife und schaute mit Wohlbehagen in die prasselnden Flammen. Was mochte der junge Bursche wohl dabei denken, was mochte er träumen in seiner Einsamkeit? Das mag der stille Wald und das Felsenthal wissen, in denen er jeden Tag umherirrend und die täglich der Klang seiner Lieder durchdrang. O, wenn er sang, da klang es wie Glöckchengeläute in die Nachbalthäler hinüber und die Burschen und Mädchen, die auf der Halde waren, horchten auf und sagten mit Freude: „Hört, Petre singt!“ Aber oft war der Widerhall seines Liedes kein bloßer Widerhall, nicht die Felsen sandten ihm kein Lied zurück, sondern Nato war es, die ihm antwortete und ihm vom Gange drüben ihren Gruß zusagte. Auch heute hatte er schon mehrmals sein Lied angestimmt, aber es war verhallt, ohne daß ihm Nato geantwortet hatte.

„Sie ist heute nicht herausgekommen“, dachte er bei sich, setzte sich wieder ans Feuer und schaute ruhig in die Flammen.

Lange sah er so da, bis er plötzlich aufsprang und sich aufmerksam umschaute, denn im nahen Walde hatte er ein Geräusch vernommen und sein scharfes Gehör lauschte ihm niemals. Es mußte jemand in der Nähe sein, und so war es auch. Nach einer Weile trat Nato aus dem Walde heraus und kam eilig auf ihn zugehauert. Sie war schlanke wie eine Pinie, behend wie eine Gazelle und so schön, daß sich ihre Schönheit gar nicht beschreiben läßt. Nur der, der Pshawien's Mädchen gesehen, kann sich von den Reizen und der Anmut Natos eine Vorstellung machen. Ihre Augen waren groß und so dunkel wie die Nacht im Thale und doch funkelten sie wie zwei Sterne.

„Petre, Petre!“ rief sie ihm entgegen, „Nato, des Fürsten Giso Verwalter, ist wieder gekommen, um Dich zu überreden. Oh, ach, wenn Du wüßtest, wie ich gelaufen bin! O ihr Heiligen des Pshawerlandes, verleiht uns euren Schutz und macht das Herz Petres so hart wie einen Felsstein!“

Bei diesen Worten befreute sie sich, und erst dann trat sie näher und reichte ihm ihre Hand. Er ergriff sie, hielt sie eine Weile in der seinen und schaute Nato in die schönen großen Augen.

„Nato“, sagte er, „siehst Du, wie der Wind um jene hohe Fische dort herumrauscht, ohne sie zu rütteln? So sieh auch ich fest und wankte nicht, und sollten mich zehn Fürsten in ihren Diensten begehren, so bliebe ich doch hier und siehe mich nicht verlocken.“

„Das wußte ich, guter Petre, aber Du kennst des Weibes Schwäche. Es zittert, wo der Mann ruhig ist, es weint, wo der Mann lächelt, es betet, wo der Mann den Säbel schärft.“

„Ja, so ist es, aber Du solltest mir mehr vertrauen und nicht an meiner Festigkeit zweifeln“, versetzte Petre und legte ruhig eine Kofle auf seine Pfeife.

Nato stand wie beschämt da und schlug die Augen nieder, denn sie fühlte, daß Petre recht hatte.

„Gehe zurück und laß mich allein mit ihm sprechen!“ sagte er, und ohne ein Wort zu erwidern wandte sich Nato um, um fortzugehen.

„Warte dort hinter dem Felsen, bis er fort ist“, rief ihr Petre nach, „dann kommst Du wieder zu mir kommen, aber so, daß er Dich nicht bemerkt, denn was würde er denken, wenn er erfährt, daß Du zu mir gekommen bist, um mich zu warnen! Er würde mich gering achten und unten in Kartalinen erzählen, daß Pshawien's Männer Schwächlinge sind, die des Beistandes der Weiber bedürfen!“

Nato ging schweigend fort, und Petre schaute ihr mit Wohlgefallen nach, wie sie stattdessen dahinschritt und dann behend wie ein Reh von Stein zu Stein sprang, bis sie den Felsen erreicht hatte.

„Es ist mir, als schiene die Sonne in mein Herz, wenn ich sie sehe!“ sagte er und ging langsam auf und ab. Bald darauf kam ein Mann auf dem Saumpfade heraufgeritten. Er trug einen weiten schwarzen Filzmantel und eine Pelzmütze, unter dem Mantel aber eine schwarze Tschocha (langer Fischerfessentrock) und im silbernen Gürtel ein langes Dolchmesser in silberner Scheide. Es war Niso, der Verwalter des Fürsten Giso.

„Gamardschoba (Sieg sei mit Dir)!“ rief er Petre zu und stieg vom Pferde.

„Kagimardschos (Gleichfalls)!“ antwortete Petre und nahm die Mütze ab.

„Seh doch die Mühe auf!“ sagte Niso.

„Dein Wort ist für mich Befehl“, entgegnete Petre und setzte seine Mütze auf.

„Nun, Petre, wie steht es? Der Fürst Giso läßt Dich zum letztenmale fragen, ob Du in seinen Dienst treten willst. Er verspricht Dir das Doppelte von dem, was Du hier Schafro jagst, und Brot, Fleisch und Wein sollst Du so viel haben, als Du vertilgen kannst.“

„Dein Kummer sei der meine, Batono (Herr)!“ erwiderte Petre höflich. „Ich weiß, der Fürst ist ein gottgegneter Mann, aber sein Geld verblendet mich nicht, nein, ich bedarf seines Geldes nicht.“

„Ach, Petre, was sprichst Du denn da? Schau doch Deine Tschocha an! Sie ist ja ganz abgetragen, und Du sagst noch, daß Du keines Geldes bedarfst! Mein Fürst schenkt Dir gleich eine neue an und ein neues Dolchmesser sollst Du auch haben.“

„Ich brauche keins“, war Petres Antwort. „Ich habe Schafro versprochen, ihm bis zu Ostern zu dienen, und mein Versprechen muß ich halten. Er war der Freund meines Vaters (Gott mache ihn selig!) und trinkt ja unser Wasser und atmet unsere Luft. Einem solchen kann ich doch keinen Fremden vorziehen, der unten im fremden Lande wohnt. Nein, Batono, das ist unmöglich.“

„Ach, Bruder Petre, unten in der Ebene ist es besser als hier in euren rauhen Bergen. Ihr müßt hier darben, und dort hat der Mensch alles, wonach sein Herz verlangt. Hier friert ihr und dort scheint die Sonne das ganze Jahr hindurch so warm, wie bei euch nur im Hochsommer. Und wüßtest Du denn nicht einmal Tiflis sehen? Ja, weißt Du etwas von der Pracht dieser Stadt? Selbst im Traume hast Du nichts Ähnliches gesehen. Die Häuser sind dort so groß wie eure Felsen und drinnen ist es schön und bunt wie in Märchenschlössern, und wenn die Nacht kommt, da ist es, als fielen alle Sterne vom Himmel. So viel Lichter glänzen in den Häusern und Straßen und Gärten. O, die Gärten von Tiflis, sie sind tausendmal schöner als eure Wälder im Blütenmonate! Jeden Tag gibt es dort Tamascha (Vergnügen) mit Musik und Tanz, und der Wein fließt aus Schläuchen, wie euer Quellwasser aus der Erde! Ja, Tiflis! Wer es einmal gesehen, vergißt es im Grabe noch nicht!“

„Unser Niso war auch unten in Tiflis“, entgegnete Petre. „Ja, er war drei Wochen unten, aber er konnte an nichts Freude finden. Er sah alles und sah doch nichts, er hörte alles und hörte doch nichts, und wäre er noch länger dort geblieben, so wäre ihm das Herz vor Sehnsucht verdorrt. Ja, Herr, Du hältst mir vergebens fremde Blumen vor die Nase, denn für mich duften sie nicht. Auch euer Geld und euer Tamascha will ich nicht, denn was nützt mir das alles unter Fremden unten in der Ebene, wo die Welt eine ganz andere ist. Nein, Herr, Dein Kummer sei der meine, aber ich bleibe hier in meinen Heimatbergen.“

„Also Du willst nicht, Petre?“

„Nein, nie und nimmer. Eher will ich hungern, als bei euch in Lust und Ueberschuss leben. Das Wasser, das mein Vater getrunken, will auch ich trinken, die Luft, die er geatmet, will auch ich atmen, und in der Erde, in der er ruht, will auch ich eins ruhen.“

So sprach Petre, und Niso, des Fürsten Giso Verwalter, ritt unerrückter Sache davon. Raum war er in der Schlucht verschwunden, als Nato hinter dem Felsen hervortrat und mit pochendem Herzen auf Petre zugehauert kam.

Auch ihm pochte das Herz heftig, als er das geliebte Mädchen wieder erblickte, und obgleich sie schnell von Stein zu Stein hüpfte, so war es ihm doch, als ließe sie noch zu langsam, und er lief ihr entgegen.

„Du meine Kaitose, Du mein Glück!“ sagte er erröthend, als er endlich bei ihr stand. „Ach, wie Du mir das Herz erwärmst, Du Frühlingssonne!“

Und zum erstenmale zog er sie an seine Brust und küßte ihr schwarzes Lockenhaar, das ihr, einer üppigen Mähne gleich, auf Brust und Schultern herabwallte.

„Petre!“ sagte sie beschämt, „Du drückst mich an Deine Brust, als wäre ich schon Deine geliebte Ehefrau. Petre, das thut kein ehrlicher Mann! Durch Deine Umarmung raubst Du mir den Duft der Jungfräulichkeit, ja, Du entweißt meine jungfräuliche Brust! Petre laß mich los, damit ich mich Dir nicht selbst entziehe! Ich müßte dann der Mutter sagen: Petre hat mir Gewalt angethan!“

Der Bursche erröthete so sehr, daß ihm die Wangen brannten; ja, er schämte sich, und nicht nur vor Nato, sondern auch vor sich selbst.

Er ließ die üppige Gestalt seinen Armen entgleiten und stand da wie ein Verbrecher vor seinem Richter.

„Nato, liebst Du mich?“ fragte er nach einer Weile schüchtern, wobei er sie gar nicht anzusehen wagte.

„Petre!“ begann sie feierlich, „hast Du je an meiner Liebe gezweifelt können, haben Dir meine Augen nicht an jedem Tage meine Liebe zugestrahlt? Jetzt hat sogar Dein Herz an dem meinen gelegen, und hat es nicht sein Pochen vernommen! Aber warum hast Du das gethan, warum hast Du mein Vertrauen mißbraucht? Jetzt kann ich nicht mehr zu Dir auf die Halde kommen, und auch unsere Sachli (Hütte) darfst Du vor dem Trauungstage nicht mehr betreten! O, möchte er bald kommen, dieser Glückstag! Friede sei mit Dir, Petre!“

Bei diesen Worten huschte sie davon.

Der Frühling war in die Berge und Thäler eingeleitet. In den Wäldern und auf den Halden grünte es, und der Duft von Millionen Blumen wärzte die warme, erquickende Luft. Himmel und Erde waren wie verjüngt und glänzten und prangten und luden die Menschen ein, sich zu freuen.

„Glück, Glück!“ schien jeder Hauch der Natur zu flüstern. „Glück, Glück!“ schien jeder Lichtstrahl in den Aetherraum zu schreiben.

O ihr, die ihr da in euren Steinfestern der Großstädte, in euren Treibhäusern der Zivilisation dem Glück nachlaßt und es nicht findet, steigt hinauf auf die Höhen des Pshawerlandes, tretet ein in die ärmliche Sachli, und wenn ihr dort Petre und Nato erblickt, werdet ihr erfahren, was wahres Glück ist. Seit Ostern sind sie für immer vereint, und nur der Tod wird sie einst von einander trennen, denn ihre Liebe ist rein wie die Luft ihrer Berge und stark wie der Felsen, an dem ihre kleine Hütte steht.

Die widerspenstige Tochter.

(Bild S. 275.)

„Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen!“ Kein Sprichwort gibt es, das wahrer wäre — das scheint auch die Mutter auf unserem, dem Leben abgelauchten Walde zu erfahren, denn Kolette zeigt sich sehr ungerathen. Da hat doch die Mutter ihr mit der größten Sorgfalt, Umsicht und Klugheit einen Mann ausgesucht — so übermäßig jung ist er nicht mehr, dafür ist sie, Kolette, das — der ein schönes Gesicht besitzt, solche ist, schon Erbsparnisse gemacht hat, ein Haus sein eigen nennt; freilich, schön ist er nicht, dafür besitzt Kolette davon genug. Und dies Mädchen setzt sich jetzt in den Kopf, jener ihr mit so vieler Mühe gewonnene Prämie nicht für sie, gefalle ihr nicht. Alle Beredsamkeit der Mutter, Bitten, Ernst, Trohungen halfen nichts, Kolette behauptet, diesen Mann nie nehmen zu wollen. Da muß dann als letztes Hilfsmittel der Herr Curate seinen Einfluß geltend machen; durch sein Amt, seine Würde, seine Weisheit Kolette zu Vernunft bringen. Der ehrwürdige Herr gibt sich ohne Zweifel die größte Mühe, denn er findet, daß die Mutter bei der Vermögenslosigkeit der Familie und den schlechten Heiratsaussichten der Mädchen jetzt überhaupt — recht hat. Seine Worte haben die Kraft und Gewalt der innersten Ueberzeugung — ob er aber siegen wird? Des Menschen Herz ist ein thöricht und eigenwillig Ding, ganz besonders jedoch das Herz der jungen Mädchen.

Mit der Post über den St. Gotthard.

(Bild S. 278.)

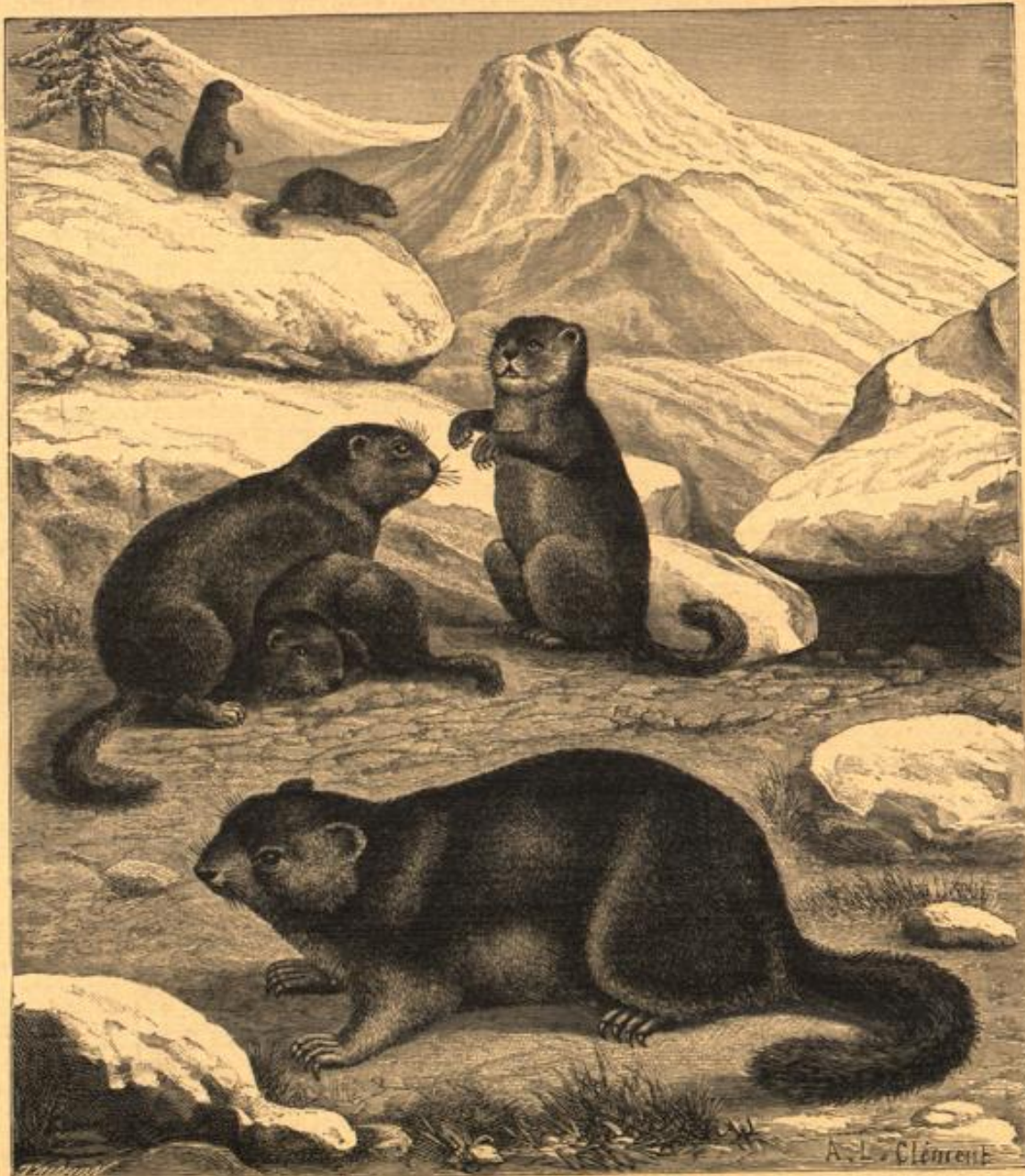
Die Eisenbahn durch den St. Gotthardtunnel ist erst wenige Jahre dem Verkehre übergeben worden und doch scheint die Zeit, zu welcher die schweizerische Personen-, Brief- und Paketpost über den Paß des Berges fuhr, schon längst der Vergangenheit angehören. Es ist heutzutage nur noch eine interessante Erinnerung und doch hat die Postfahrt so viele Reize, war so eigenartig schön, daß sie denjenigen, welche diese Tour gemacht haben, wohl nie aus dem Gedächtnis schwinden wird. Aus der Tiefe mit der üppigen, blühenden Vegetation trat man allmählich in die erhabene, kahle Einsamkeit des Hochgebirges, zuletzt führte der Weg aus entlang zwischen schroffen, ganz vegetationslosen Felsen und Gletschern — man war den Wolken nahe und die Luft war dann leicht zu atmen und sehr frisch. Oft schneit es da oben mitten im Sommer. Im Frühling und Herbst konnte es passieren, daß man plötzlich den Postwagen verlassen und eine Stunde Schlittenfahren mußte, bis man drüben auf der italienischen Seite wieder in den Wagen mit Rädern stieg und auf der haubigen Landstraße weiter fuhr. Wie die Pferde sprangen und der Wagen oft nur so flog, — das Herz klopfte den Passagieren, die die schweizerische Fahrkunst hier nicht kannten, und welche Vertrautheit bekam der Reisende mit Berg und Thal. Das ist heute alles anders. Das Dampfroß braust über Viadukte und durch Tunnels und schleppt den Zug bis zur Höhe von Goshenen — dann eine Viertelstunde Dunkelheit und nun geht es nach Italien hinab — alles mit Schnellzugsgewalt und -Geschwindigkeit. Die Bilder fliegen vorüber und der Reisende sitzt im Coupé wie in einem Salon und bringt sozusagen seine heimische Luft mit. Berg, Thal, Feld, Wald, Fluß bleibt ihnen gewissermaßen fremd. Unser Bild führt uns in jene schöne Zeit zurück, als noch die Postkutsche über den weltberühmten Paß fuhr. Es war doch eine schöne Zeit, und wer den alten, gewaltigen Berggrieten und den wunderbaren Paß kennen lernen will, der lasse die Eisenbahn und fahre mit dem Wagen oder nehme den Weg unter die Fäße — das heißt mit Rehen und Genuß reisen, freilich, Zeit muß man dazu haben und auch Geld, denn die billigste Reise ist stets die mit dem Dampfroß.

Das Sugurr oder Murmeltier des Himalayagebirges.

Man findet die Murmeltiere in Mitteleuropa, Nordasien und Nordamerika in ziemlicher Artenmenge verbreitet. Die meisten von ihnen bewohnen das Flachland, einige dagegen gerade die höchsten Gebirge ihrer bezüglichen Heimatländer. Zu letzteren gehört das auf unserer Illustration dargestellte Sugurr (*Arctomys caudatus*), das der französische Reisende Jacquemont in einem der Hochthäler des Himalaya, im Osten von Kashmir, an der Straße nach Ladak entdeckte.

„Als wir“, erzählt der Angeführte, „im Juni des Jahres 1881 im Hochthale von Jagnau — etwa 3000 Meter ü. M. — ankamen, waren wir nicht wenig überrascht, plötzlich und bei jeder Wendung des Fußpfades das Thal von eigentümlichen, rasch aufeinander folgenden Pfiffen ertönen zu hören, Pfiffen, kurz und durchdringend, von denen scheinbar Felswand um Felswand widerhallte, bis sie in der Ferne sich verloren. Unsere Pferde spitzten die Ohren. Nach näherer Untersuchung des Terrains gewahrten wir auf den Vorsprüngen der Abhänge zu rechts und links mannigfaltige rötliche Tiergestalten, auf den Hinterbeinen sitzend und plötzlich, im Ru, in irgend einer Steinhöhle verschwindend. „Das sind Sugurs“, sagte unser Führer, „sie geben ihren Nachbarn Zeichen und benachrichtigen die ihrigen, daß Gefahr in der Nähe.“

Nachdem wir den Zufluchtsort einer solchen Sugur-Schildwache passirt hatten, konnten wir stets beobachten, wie das Tier wieder zum Vorschein kam, vorsichtig und langsam; dann, wenn es die Gefahr vorüber sah, hockte es

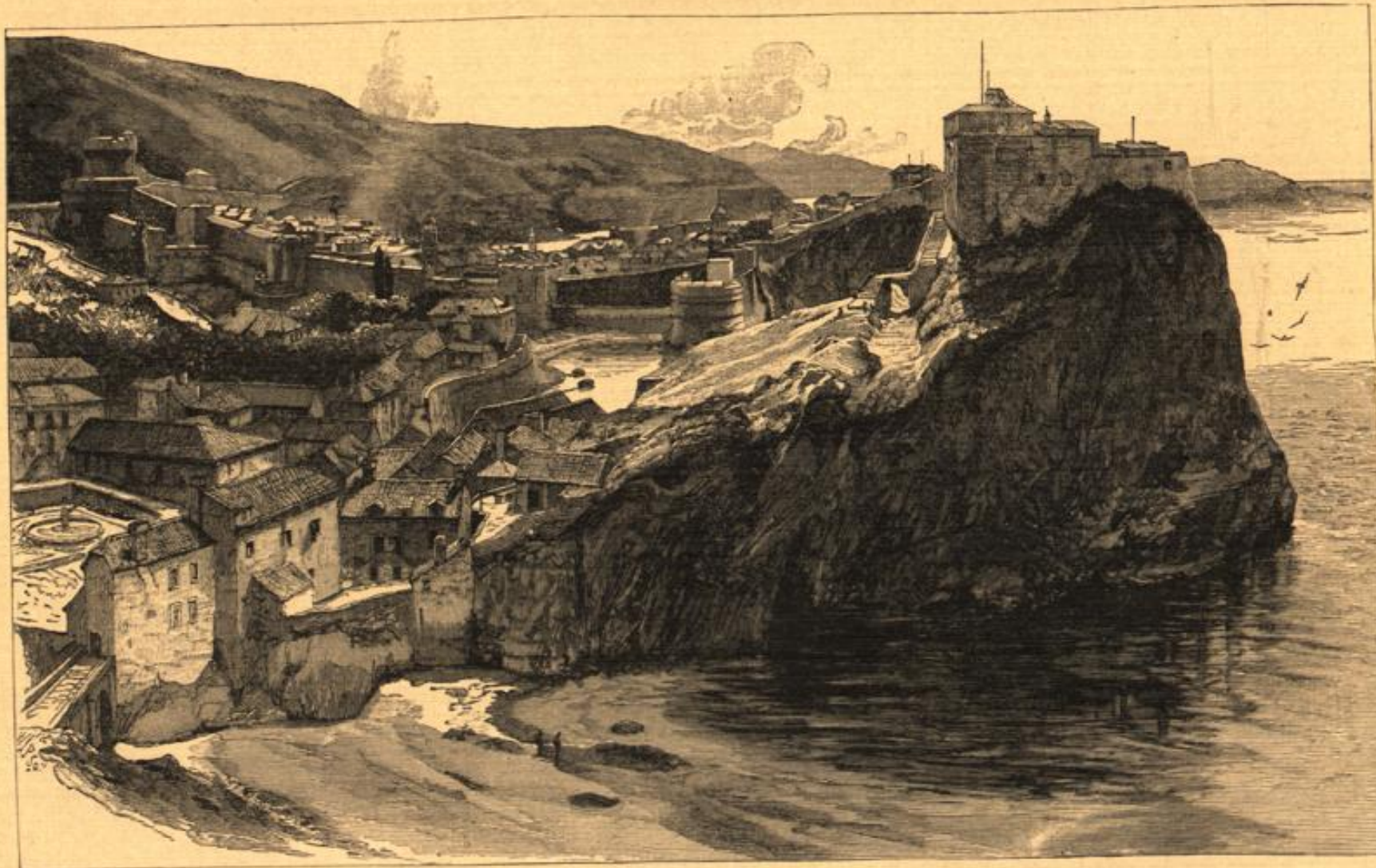


Das Sugurr oder Murmeltier des Himalayagebirges. Zeichnung von A. L. Clément.

sich neuerdings in die alte regungslose Position. Das Sugurr, berichtet unser Führer weiter, ist übrigens ein schlauer, hinter Gejelle, dem man ohne Gewehr nicht beizukommen vermag. Ich, von mir aus, kann sie recht gut leiden, denn sie haben mich schon oft warm gehalten. Er erzählte dann, wie er bei einem Winteraufenthalt auf dem Altai die Gewohnheit angenommen, in den Steinhöhlen der Murmeltiere zu schlafen. Nachdem er am Eingang einer solchen die Gegenwart einer Familie durch die erhöhte Temperatur wahrgenommen, breitete er über derselben seine Pelzdecke und legte sich zu seinen Schlafgefährten, deren Pelze ihn behaglich wärmten.

Das Sugurr hat ein dickes, rötliches Fell, länger behaart als das der europäischen Murmeltiere. Der Kopf ist dunkler, ebenso Rücken und Schwanzspitze. Der Länge des letzteren, der oft bis 15 Centimeter erreicht, verdankt das Tier seine besondere Bezeichnung; das ganze, ausgewachsene Tier wird bis ein Meter lang.

Diese Gattung Murmeltiere lebt, ganz wie ihre Verwandten in Europa, in zahlreicher Gesellschaft und nährt sich von Wurzeln, Gras, Kräutern, krautreichen Pflanzen und Beeren. Gegen den Winter hin vergraben sich alle tief in ihren Bau und verfallen hier in einen ununterbrochenen, so tiefen Winterschlaf, daß ihre Lebensfähigkeit auf das allgeringste Maß herabgestimmt wird. Ihre Vermehrung ist stark. Sie werfen allerdings durchschnittlich nur einmal im Jahr, aber 3—10 Junge. Schöne, harmlose Tiere, gehören sie mit dem Viber und dem Eichhörnchen zu den intelligentesten Nagern.



Ragusa vom Hafen aus. (E. 285.)



Eine Wiener Blondine. Originalzeichnung von J. Raffel.

Albumblatt.

Winterlied.

Du kleine weiße Flocke,
Du bist des Lebens Bild,
Herabgeschneit vom Himmel
Aufs irdische Gefild.

Du schwebst im Sonnenglanze,
Ein flüchtiger Kristall,
Weißt nicht, wohin ein Lüftchen
Dich tragen wird im Fall.

Die Stunde, die dich bringet,
Bringt mit dir eine Schar;
Wer wird, wo tausend fallen,
Der einzelnen gewahr?

Vielleicht, daß doch ein Auge,
Mit deinem Wert vertraut,
Durchs Mikroskop der Liebe
Dich forschender beschaut.

Dann freilich, kleine Flocke,
Seigst du, dem Leben gleich,
Dich reich an mancher Schönheit,
In manchen Wundern reich.

Von Regenbogenfarben
Erscheinst du dann erhell't,
Gleich einer zauberhaften
Kristallenblumenwelt.

Da muß man schön dich nennen
Und muß sich freu'n an dir;
Doch sieh! — ein Strahl, ein Atem
Hörst du die ganze Tier.

Die Flocke wird zum Tropfen,
Der Boden saugt ihn ein;
Das Leben wird zur Thräne
Auf einem Leichenstein.

J. G. Seidl.

Tola.

Eine Novelle aus Sansibar

von

D. Ester.

(Schluß.)



Die beiden Freunde Kuno hatten der Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt wandten sie voller Spannung ihre Blicke auf die junge Frau. Eine leichte Röte überflutete die zarten Wangen des lieblichen jungen Weibes; sie senkte in reizender Verlegenheit die langen dunklen Wimpern und mit leiser, melodischer Stimme sprach sie:

„Alles, was Kuno erzählt hat, habe ich nicht verstanden. Aber so viel habe ich doch gehört, daß er viel, viel, was meine Person anbetrifft, übertrieben hat. Sie müssen mich aber entschuldigen, wenn ich mich nicht immer ganz richtig ausdrücke. Ich habe mir ja große Mühe gegeben, Ihre Sprache zu lernen, aber das Deutsche ist doch recht schwer. Gut war es, daß mich mein Vater von frühestem Jugend an in der englischen und französischen Sprache unterrichten ließ, so konnte ich mich doch mit Kuno sofort verständigen. Ich will Ihnen nun kurz erzählen, wie es kam, daß Kuno in das Haus meines Vaters gebracht wurde. Mein Vater mußte um dieselbe Zeit, in welcher Kuno seine gefährliche Expedition in das Innere Afrikas antrat, eine Geschäftsreise nach dem Festlande machen. Ich begleitete ihn nach unserem Landsitz in Pangani, der, umringt von einem großen, mit Palmen, Mimosen und Rosensträuchern angefüllten Garten, am Ufer des Flusses lag, abseits von der eigentlichen Ortschaft, die einestheils aus europäischen Geschäftshäusern, andernteils aus den niedrigen Hütten der Eingeborenen besteht. Mein Vater besuchte mehrere Ortschaften im Innern des Landes und kam auch nach Kidete. Hier erfuhr er, daß eine Karawane weißer Männer überfallen worden war, und eilte nach dem Schauplatz des Ueberfalls, um vielleicht noch einige der verwundeten Leute zu retten oder die Eingeborenen von weiteren Verbrechen abzuhalten. Mein Vater hatte großen Einfluß bei den Häuptlingen des Landes, und so konnte er sich ohne eigene Gefahr dorthin begeben. Er fand den in festigem Fieber liegenden Kuno, welchen er ja bereits von Sansibar her kannte, und nahm ihn mit nach unserem Landsitz, wo wir dem armen Verwundeten die sorgfältigste Pflege angedeihen ließen. An eine Ueberführung des Kranken nach Sansibar zu seinen Freunden war nicht zu denken, aber wir benachrichtigten seine Freunde, die sehr betrübt über den Unfall waren und einen tüchtigen englischen Arzt schickten. Sie sahen, meine Herren, daß uns kein anderes Verdienst trifft, als einen schwer Kranken, den mein Vater am Wege fand, in unser Haus aufgenommen zu haben, eine That, welche

gewiß jeder Mensch mit einigem Mitleidsgefühl vollbracht haben würde.“

Die junge Frau schwieg, errödete wiederum und blickte mit ihren großen dunklen Augen ihren Gatten bittend an. Dieser aber ergriff ihre Hand und drückte einen zärtlichen Kuß darauf.

„Du bist allzu bescheiden gewesen, meine liebe Lola,“ sprach er dann lächelnd. „Dein Vater hat mich wohl gefunden und mitgenommen, aber Du warest es doch, auf deren Bitten er mich in sein Haus aufnahm und versorgte. Sonst hätte er mich doch wohl nach Sansibar schaffen lassen. — Nein, nein, mein liebes Fräulein, Du brauchst nicht in Verlegenheit zu geraten! Meine Freunde werden Dich nur noch mehr bewundern! — Also ich fahre in der Erzählung fort.“

„Selbst in meinen Fieberträumen hatte mich das liebe Bild der fremden Jungfrau nicht verlassen. Immer wieder lehrten meine wirren Gedanken zu der reizenden Erscheinung zurück und meine Lippen stammelten die heißesten Liebeschwüre. Oft war es mir, als beuge sich eine schlanke weiße Gestalt über mein Antlitz, als schauten zwei große dunkle Augen mich mitleidsvoll an, als sprächen zwei blühende purpurne Lippen leise, tröstende, beruhigende Worte. Wie ich später erfuhr, war wirklich Lola, die Tochter meines Gastfreundes, oft in meinem Krankenzimmer gewesen und hatte stundenlang an der Seite meines Lagers gesessen. Ihre kleine, kühle Hand hatte sich dann wohl beruhigend auf meine fieberheiße Stirne gelegt und leise Worte hatten ihre Lippen geflüstert, so daß meine wilden Phantasien sich beruhigten und liebliche Träume meinen Geist umgaukelten. Doch alles das erfuhr ich erst weit später. Als ich an jenem erwähnten Tage zum Bewußtsein erwachte, blickten meine Augen nur in das schwarze Gesicht eines Dieners. Ich versuchte, mich zu erheben, sank aber kraftlos in die Kissen zurück.“

„Der Herr darf sich nicht bewegen,“ sagte der schwarze Diener. „Der Herr muß ganz ruhig liegen, bis der kluge weiße Mann (damit meinte er den englischen Arzt aus Sansibar) wiederkommt.“

„Wo befinde ich mich?“ fragte ich und erschrak selbst über die Mattigkeit meiner Stimme.

„Der Herr befindet sich in dem Hause Vira Dotshis, des reichen indischen Kaufmanns, zu Pangani.“

„Meine freundliche Ueberraschung läßt sich denken. Der schwarze Diener mußte mir jetzt ganz genau erzählen, was mit mir seit meiner Verwundung vorgegangen war. Schließlich sagte der Diener:

„Jetzt ist es aber genug! Der Herr darf nicht zu viel sprechen, sonst werde ich gescholten von der jungen Herrin.“

„Mich durchzuckte ein wonniges Freudengefühl. Also war die liebe Tochter meines Gastfreundes in meiner Nähe! Das Bild meiner Träume war Wahrheit gewesen! Sie hatte an meiner Seite gewohnt! Ihr Auge hatte mit gütigem Mitleid auf mich geruht! Ihre Hand hatte meine Stirne berührt — o, wie segnete ich jetzt die Verwundung, welche mich in ihre Nähe geführt! Mit einem Seufzer des Glückes legte ich das Haupt auf die weichen Kissen zurück und versank in selige Träume. Der schwarze Diener glaubte, ich sei eingeschlafen, und entfernte sich leise.“

„Halb zwischen Schlaf und Wachen lag ich mit offenen Augen da. In den breiten Blättern der Palme vor dem Fenster rauschte leise der Wind. Einzelne Sonnenstrahlen stahlen sich durch das Laub und warfen zitternde Reflexe auf die bunten Muster des persischen Teppichs. Plötzlich öffnete sich geräuschlos die Thür des Gemaches und herein trat in langem, weißem, wallendem Gewande, den Schleier zurückgeschlagen, das Bild meiner Träume, die liebe Tochter meines Gastfreundes.“

„Sie blieb lauschend an der Thür stehen. Ich schloß die Augen und stellte mich, als ob ich schlief. Langsam, geräuschlos trat sie an mein Lager und ihr dunkles Auge weckte mit mitleidigem Ausdruck auf meinem blassen Gesicht. Dann legte sie die kleine Hand auf meine Stirne — da schlug ich die Augen auf und unsere Blicke trafen sich!“

„Sie erschrak! Eine reizende Röte der Verlegenheit überflutete ihr liebliches Antlitz, sie erhob die Hand, um den Schleier über das Gesicht zu ziehen; ich aber ergriff die zitternde Hand und bat:

„Entziehe mir nicht wieder den Anblick, nach dem ich mich so lange Zeit gesehnt, der mir jetzt die Gesundheit zurückgeben wird! Laß mich Dir meinen Dank aussprechen, meinen heißesten Dank!“

„Still, still!“ flüsterte sie. „Kein Wort mehr! Sie sind genesen, und ich darf nicht mehr in Ihrer Nähe weilen! Sagen Sie niemand, daß ich bei Ihnen war. Man würde mir Uebles nachsagen.“

„Ich fühlte den sanften Druck ihrer weichen Hand. Dann befreite sie ihre Hand aus der meinigen, schlug den Schleier vor das Antlitz, winkte mir nochmals freundlich zu und verschwand geräuschlos, wie sie gekommen war. Ich aber sank selig lächelnd in die Kissen zurück und träumte den glücklichsten Traum.“

„Seit jenem Tage machte meine Genesung rasche Fortschritte, obgleich ich die Tochter meines Wirtes nicht wieder sah. Mein Wirt selbst aber besuchte mich jetzt sehr

oft, und ich lernte ihn immer mehr als einen hochgebildeten Mann und ehrenwerten Charakter schätzen. So sagte ich denn auch eines Tages, als ich bereits wieder in einem Sessel saß, den Mut und fragte ihn nach seiner Tochter, über welche er bislang mit mir noch nicht gesprochen hatte. Sein freundliches Gesicht wurde ernst.

„Woher kennen Sie mein Kind?“ fragte er dann.

„Ich erzählte ihm nun mit aller Offenheit, wie ich seine Tochter kennen gelernt hatte, und einmal so weit gekommen, öffnete ich ihm mein ganzes Herz und bat ihn, mir zu gestatten, um die Liebe und um die Hand seines Kindes werben zu dürfen.“

„Mit ruhigem Ernst hatte er mir zugehört. Aber ich sah, wie sich seine Stirn unwohlte, als er mir mit leise zitternder Stimme erwiderte:

„Ihre Worte haben mich in einer Beziehung nicht überrascht. Ich hatte wohl bemerkt, daß Sie meine Tochter gesehen, aber ich hatte nicht erwartet, daß Sie einen solchen Wunsch hegen könnten. Ich hätte Sie sonst nicht in mein Haus aufgenommen. Eine solche Verbindung, wie Sie wünschen, ist unmöglich.“

„Ich wollte ihn unterbrechen, doch er fuhr mit einer abweisenden Handbewegung fort:

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich bin allerdings kein fanatischer Anhänger der mohammedanischen Religion; ich habe die Sitten und Lebensweise des Abendlandes angenommen, ich habe meiner Tochter eine europäische Erziehung geben lassen, aber dennoch wären bei einer Ehe zwischen Ihnen und meiner Tochter so unendlich viel Hindernisse zu überwinden, so manche Fragen tauchen auf, daß ich mich für berechtigt halte, Ihrem Plane mich zu widersetzen. Wären Sie ein Landsmann von uns, wenn auch ein Christ, würden sich diese Hindernisse beseitigen lassen, die in unserer ganzen Lebensweise, in unseren Sitten und Anschauungen begründet liegen. So aber kehren Sie über kurz oder lang nach Ihrer nordischen Heimat zurück; Sie werden wieder den Platz in Ihrer Gesellschaft, der Ihnen gebührt, einnehmen wollen; eine Frau, wie meine Tochter ist, würde Ihnen in allen Lebenslagen nur hinderlich sein. Also bitte ich Sie, diesen Plan aufzugeben.“

„Ich redete noch mancherlei und suchte den alten Herrn von der Grundlosigkeit seiner Einwände zu überzeugen; er aber blieb bei seiner Weigerung und seufzend gab ich schließlich meine Bemühungen auf. Am andern Tage nahm ich Abschied von dem gastfreundlichen Hause und kehrte nach Sansibar zurück.“

„Wie öde, kahl und nüchtern erschienen mir jetzt die Zimmer in meinem Hotel! Wie wenig Interesse gewann ich jetzt dem bunten, lebhaften Treiben der Stadt ab! Wie sehnste ich mich nach Einsamkeit und Ruhe, um meinen trüben Gedanken nachhängen zu können. Der tropische Himmel in seiner Pracht hatte für mich seinen Glanz verloren, das rollende, wogende Meer seine Schönheit, die schattigen Palmenhaine ihre Anziehungskraft. Ich sehnste mich fort aus der Farbenpracht der Tropen, aus diesem ewig leuchtenden Sonnenglanz, aus diesem bunten Gemisch aller Völker der Erde, aus dem Geräusch des Hafens! Ich sehnste mich nach dem trüben, wolkenbedeckten Himmel meiner nordischen Heimat, nach den finsternen Tannenwäldern, den hohen Bergen und den sturmwinddurchheulten Winternächten. Dort wollte ich den Traum vergessen, der hier unter den rauschenden Palmen, unter dem klaren, tiefblauen Tropenhimmel meine Seele in Fesseln geschlagen hatte.“

„Meine Verwundung erlaubte mir nicht, wieder in den Dienst der Kolonialgesellschaft zu treten. Eine Erholung in der kräftigenden Luft des Nordens that mir not, und so rüstete ich alles zur Heimkehr. Noch einmal durchstreifte ich die engen Straßen der Stadt und befand mich plötzlich vor dem Thore, welches zu der Festung Vira Dotshis führte. Ich konnte nichts erblicken, als die grünen Wipfel der Palmen und die weißschimmernden Zinnen des Hauses, aber dennoch blieb ich wie festgebannt stehen und vermochte meine Blicke nicht abzuwenden von dem Gemäuer, welches meine Liebe umschloß.“

„Da fühlte ich ein leises Kippen an meinem Noth. Ich wandte mich um und sah in das schwarze Gesicht des Dieners, welcher mich in Pangani im Hause Vira Dotshis versorgt hatte. Schlan lächelnd legte er den Finger auf die wulstigen Lippen, dann steckte er mir ein kleines Briefchen in die Hand und verschwand rasch um die nächste Ecke der Straße.“

„Ehe Sie für immer von hier scheiden, wünscht eine Freundin Ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Ein Boot erwartet Sie heute Abend an der Spitze der Landzunge. Es wird Sie zu der Freundin führen.“

„So lautete der Inhalt des Briefes.“

„In freudiger Aufregung erwartete ich die Dämmerung des Abends. Dann begab ich mich an den bezeichneten Platz.“

„Ruhig atmend lag das Meer da. In den Kronen der Palmen über mir rauschte es geheimnisvoll. Tausend und abertausend Sterne blühten am dunklen Nachthimmel auf. Kein Ton war zu vernehmen. Plötzlich klang es wie leiser Ruderschlag zu mir herauf; ich eilte an das Meer und erblickte einen kleinen Rachen sich der Stelle, wo ich mich befand, nähern.“

„Sind Sie es, Herr?“ so flüsterte eine Stimme und ich erkannte den schwarzen Diener Vira Dotschis. „Steigen Sie ein; meine junge Herrin erwartet Sie.“

„Lautlos senkten sich die Kuder in das Wasser und dicht am Ufer entlang fuhren wir nach der Seite der Stadt, wo das Besitzthum des indischen Kaufmanns lag. Bald hatten wir die Gartenmauer erreicht und legten unter dem tief überhängenden Gebüsch an. Eine kleine, schmale Pforte befand sich dort im tiefsten Schatten. Die Stufen derselben wurden von den Wellen der See bespült.“

„Gehen Sie hinaus, Herr,“ flüsterte mir der Schwarze zu. „Ich erwarte Sie hier mit dem Nachen.“

„Laut pöchte mein Herz. Meine Pulse flogen und in zitternder Erregung schlüpfte ich durch die halbgeöffnete Thür. Ich befand mich auf einem kleinen freien Plage, der von dichtem Mimosengebüsch umringt war. Der Duft hunderter von Blumen würzte die Luft. Kein Blatt regte sich, kein Ton wurde laut, kein Lichtstrahl fand seinen Weg in die tiefe Dunkelheit des Plazes, nur die Sterne funkelten hier und da durch die Laubkronen der Bäume.“

„Plötzlich regte sich mir gegenüber im tiefen Schatten einer Palme eine weiße Gestalt. Im nächsten Augenblicke lag ich zu Füßen Lolas, die sich zitternd und bangend zu mir niederbeugte.“

„Leben Sie wohl,“ flüsterten ihre Lippen, „und denken Sie zuweilen an Sanftbar und an mich.“

„Lola!“ rief ich leise, erfaßte ihre bebenden Hände und preßte meine glühenden Lippen darauf. „Lola, komm mit mir! Entflieh mit mir!“ bat ich dann leidenschaftlich. „In meiner Heimat bist Du frei von den Fesseln dieses Landes! Keine Rücksicht bindet Dich mehr —“

„O,“ schweigen Sie! entgegnete sie mit leisem Vorwurf. „Wie sollte ich wohl gegen den Willen meines Vaters handeln können? Gehen Sie! Sie dürfen nicht mehr bleiben! Ich muß zurück in das Haus. Wenn man meine Abwesenheit bemerkt, bin ich verloren. Sie kennen die Sitten dieses Landes, welche dem Weibe jede freie Bewegung verbietet. Leben Sie wohl —“

„Ich war aufgesprungen und hatte die bebende Gestalt in meine Arme geschlossen. Da leuchteten plötzlich Lichter in dem Gebüsch auf. Stimmen wurden laut. Mit einem lauten Aufschrei: „Ich bin verloren!“ verbarg Lola ihr Antlitz mit den Händen.“

„Ich stürzte auf den Schein der Lichter zu, doch schon traten mir einige fackeltragende Männer entgegen, und im nächsten Augenblicke sah ich mich dem Vater Lolas gegenüber, den einige schwarze Diener mit Windlichtern begleiteten.“

„Zürnenden Blickes maß mich der alte Mann. Dann schritt er, ohne mich eines Wortes zu würdigen, auf seine Tochter zu, ergriff sie hart bei dem Handgelenk, schleuderte sie mir zu, daß sie zu Boden gestürzt wäre, wenn ich sie nicht mit den Armen aufgefangen hätte, und rief: „Nimm sie mit fort, die schamlose Duhlerin! In meinem Hause ist kein Platz mehr für sie! Niemals sollen meine Augen sie wieder sehen, die so die heilige Sühnung der Sünde gebrochen, daß sie einem Manne in dunkler Nacht ein Stellbildchen gegeben! Fort aus meinen Augen! Ich habe nichts mehr mit ihr zu schaffen!“

„O, mein Vater!“ schluchzte Lola. Dann schwanden ihr die Sinne und ich fühlte sie schwer und leblos in meinen Armen ruhen. Der zürnende Vater aber entfernte sich mit raschen Schritten. Die Lichter erloschen in der Ferne und einsam und dunkel war es wieder um uns. „Was sollte ich beginnen? Die Ohnmächtige in das Haus ihres Vaters bringen? Dort würde man mir nicht öffnen. Sie in das Hotel führen? Das ging noch weniger an! Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf! Der englische Arzt, welcher mich behandelt, besaß Weib und Kind. Er war mein Freund geworden. Zu ihm wollte ich die arme Lola bringen, er würde sie gütig aufnehmen und sie gegen jede Unbill schützen.“

„Ich hob die Ohnmächtige auf meine Arme und trug sie nach dem Kahn, in dem der schwarze Diener zitternd vor Angst meine Rückkehr abgewartet hatte. Ich bettete meine teure Last so bequem wie möglich auf dem Sitz des Nachens und befahl dem Schwarzen, nach dem Hafen zu rudern. Mit größter Eile kam derselbe meinem Befehle nach. „Ich muß bei dem Herrn bleiben,“ flüsterte er mir zu. „In das Haus Vira Dotschis kann ich nicht wieder zurückkehren, oder ich werde gestraft.“

„Ich versprach dem Schwarzen, für ihn sorgen zu wollen; er hat mich hieher nach Deutschland begleitet. „Glücklich kamen wir zu dem Hause meines Freundes, das nahe am Hafen lag. Der Arzt und vor allem seine Gattin machten allerdings erstaunte Gesichter, als ich ihnen das bewußtlose Mädchen brachte, aber sie kannten ja schon die Geschichte unserer Liebe und mit wenigen Worten war alles erklärt. Liebreich nahmen sie die Bewußtlose auf. Die Gattin meines Freundes und ihre älteste Tochter brachten sie zu Bett. Bald kehrte das Leben zurück, aber ein heftiges Fieber hatte sich eingestellt und der Arzt schüttelte mit bedenklicher Miene den Kopf.“

„Bange, traurige Tage folgten. Das Fieber wollte seine Beute nicht frei geben und mehrere Tage schwebte Lola am Rande des Grabes. In wilden Fieberphantasien durchlebte sie immer und immer wieder die Scene in dem

Garten, immer aufs neue flehte sie mit herzzerreißenden Worten ihren Vater um Vergebung an, um dann stets wieder mit lautem Jammer vor den harten Worten des zürnenden Vaters zusammenzubrechen. Aber auch freundlichere Träume umgaukelten ihre Seele. Sie träumte von unserer Liebe, sie rief zärtlich meinen Namen, und was sie mir in ihren gesunden Tagen nicht gestanden, jetzt offenbarte sie es mir, daß sie mich mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens liebte.“

„Endlich, endlich wich das Fieber. Aber eine tiefe Abspannung aller Kräfte, eine unheilvolle Mattigkeit und Müdigkeit hatte sich des zarten Körpers bemächtigt, ein Zustand, welcher das Schlimmste fürchten ließ. Sie verlangte oft nach mir. Ihre anfängliche Scheu, sich mir unverschleiert zu zeigen, war gewichen. Der Einfluß der Gattin und der Tochter des Arztes machte sich in wohlthätiger Weise geltend. Wenn wir zusammensaßen, Lola in weißem Gewande, ihre Hand in der meinigen bergend, dann leuchteten ihre dunklen, schwermüthigen Augen freudig auf und ihre Lippen sprachen zitternd den Wunsch aus: „O könnte ich doch stets an Deiner Seite weilen!“ Doch bald bedeckte sich ihr zartes blaßes Angesicht wieder mit Wolken, wenn sie an ihren Vater dachte. In den sanften Augen stiegen die Thränen empor und ihre Stirn sank auf meine Schulter nieder. Vergebens suchten wir sie zu trösten. Nur nach dem Worte der Vergebung aus dem Munde ihres Vaters verlangte sie.“

„So saßen wir an einem Tage auch wieder in trüber Stimmung zusammen. Alle meine liebevollen Worte, alle die ernstlichen, tröstenden Gründe der Gattin meines Freundes vermochten Lola nicht aufzuheitern.“

„Wenn mein Vater mir nicht vergibt, dann mag ich nicht länger leben,“ so sprach sie mit wehmüthiger Stimme. „Da that sich die Thür auf und der Arzt trat in das Zimmer. Ueber seinem ehrlichen Angesichte lagerte heller Sonnenschein.“

„Ich bringe gute Botschaft, Fräulein Lola!“ rief er, beide Hände des jungen Mädchens ergreifend. „Fühlen Sie sich stark genug, Ihren Vater wieder zu sehen?“

„Mit einem lauten Jubelruf sprang Lola empor von dem Sessel. Da öffnete sich auch schon die Thür und im nächsten Augenblicke lag Lola an der Brust ihres Vaters, der sein Kind zärtlich streichelte und küßte.“

„Wir anderen aber entfernten uns leise, um diese Stunde des Wiedersehens und der Versöhnung nicht zu stören.“

„Mein Freund hatte mit dem scharfen Blick des Arztes erkannt, daß nur die Aussöhnung mit dem Vater Lola wieder gesund machen konnte. Er war zu dem alten Herrn gegangen und hatte ihm mit berben Worten das Herzlose seines Verhaltens vorgeworfen. Er, ein gebildeter Mann, könne doch nicht mehr so tief in den Anschauungen der orientalischen Sitten stecken, daß er denselben sein einziges Kind opfern wolle. Ob er denn in der That noch ein wahrer Verehrer des Mohammedanismus mit seinen starren Formen und Sühnungen sei? Habe er vielmehr nicht schon oft gesagt, daß christliche Sitten und europäische Kultur weit über derjenigen des Orients stünden? Welche vernünftigen Gründe sprächen denn gegen eine Verbindung seiner Tochter mit einem ehrenhaften Christen?“

„Alle diese Einwände hatte der Vater Lolas anfangs scharf zurückgewiesen. Als aber der Arzt stets aufs neue in ihn gedrungen und ihm vorgestellt, daß seine Tochter sterben würde durch seine Unbarmherzigkeit und seinen Starrsinn, da war er allmählich milder gesinnt worden und schließlich zur Versöhnung bereit gewesen. Als er dann seine Tochter wieder in den Armen hielt, da war der Zorn vollständig vergessen und nur der Gedanke lebte in ihm, wie er Lola glücklich und zufrieden machen könnte.“

„Und nun ist meine Geschichte zu Ende. Lolas Genesung machte jetzt überraschende Fortschritte. Sie kehrte in das Haus ihres Vaters zurück, aber sie trat jetzt auch öffentlich zum Christentum über, dem sie im geheimen schon lange angehört hatte. Unsere Hochzeit fand im engsten Kreise der Freunde statt, und der hamburgische Dampfer Sanftbar, der mich vor einem Jahre nach Ostafrika gebracht, er führte jetzt mich und mein junges, liebes Weibchen zurück in meine Heimat.“

Kuno war aufgesprungen und hatte seinen Arm um die schlafende Gestalt Lolas geschlungen, die sich zärtlich an ihn schmiegte, während eine rosigte Blut ihre Wangen überflutete.

Slowakin bei der Handmühle.

(Bild S. 290.)

Wenn kein Weg durch ein slowakisches Dorf führt, der wird oft überrascht auf ein eigentümliches Geräusch hören, das die gewöhnliche Stille des Ortes unterbricht. Tritt man in die Hütte, woraus jener Lärm dringt, so bietet sich mit größeren oder geringeren Abweichungen dem Auge ein Bild dar, wie das von uns gezeichnete. Es ist die arme Bäuerin, welche den Bedarf an Mehl aus ihrem Korn auf einer Handmühle sich mahlt. Die dürftige Einrichtung des Innern atmet bei alledem eine Art von idyllischem Frieden, der durch ein spielendes Kind oder eine schnurrende Katze noch erhöht wird.

Die Klavierstunde.

(Bild S. 279.)

Japan, das ferne Wunderland, rückt uns immer näher; neue Verkehrswege führen ihn zu, die Aufhebung früherer Abschließungspolitik öffnete keine Thore. Auch bescheidenerer Vörlie sind sie heute schon zugänglich, jene wunderbaren Lack- und Emailarbeiten des in so hoher Blüte stehenden japanischen Kunstgewerbes, jene Vasen, Schalen und Schälchen, jene Hächer, Kinderbälle und Kinderpuppen.

Christkindchen scheint vergangene Weihnacht auch einiges von dort bezogen zu haben, hat es doch des Kunstmalers Tochterchen, der Erna, die trotz ihren vierzehn Jahren immer noch so gerne „dockelt“, eines jener schlafgügigen, mit dem bekannten Haarfranz versehenen, barfüßigen japanischen Babies unter den deutschen Tannenbaum gelegt. Anfangs hat sich der junge Arr-De schwer angewöhnt, wahrscheinlich aus Heimweh, jetzt aber geht es schon bedeutend besser und auch in der Klavierstunde kommt er schon recht gut fort. So sagt wenigstens Erna. Der Onkel Förster lacht sie oft aus wegen ihrer „Kinderreien“, Papa aber winkt dann stets gutmüthig ab mit der Hand und sagt: „Lach sie nur noch Kind sein und Kind bleiben; von meinem Herzen aus noch recht lange.“

Ragusa.

(Bild S. 282.)

Wenn man sich der Stadt Ragusa vom Meer aus nähert, so gewährt der Ort einen überaus malerischen Anblick. Die Stadt scheint aus dem blauen Meer in die steilen Felsen des Berges Sergio aufzuspringen und wirklich sind einige der Gassen so steil, daß Treppen den Verkehr vermitteln. Die vielen Türme und hohen Mauern geben der Stadt das Aussehen einer starken Festung aus dem Mittelalter. Ragusa ist die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes im österreichischen Königreiche Dalmatien und zählt etwa 7000 Einwohner, besitzt schöne Gebäude, ein Hafen- und Seehaus, auch mancherlei Lehranstalten und Klöster. Hervorragend unter den Bauwerken ist der ehemalige Residenzpalast des Vektors der Republik. Ragusa betreibt einen ziemlich lebhaften Handel zu Lande mit der Türkei und ebenso zu Wasser nach Triest. Die Sprache hier ist ein Gemisch aus Serbisch und Italienisch. Einst war diese Stadt nach dem Vorbilde Venedigs eine aristokratische Republik von Bedeutung und zählte zu ihrer Blütezeit 1427 bis 1437 35.000 Einwohner. Häufige Erdbeben und die Pest suchten die Stadt und ihr kleines Landgebiet schrecklich heim, und die veränderte Richtung des Welt Handels nahm der kleinen Handelsrepublik ihren Reichtum. 1805 zerstörten Russen und Montenegriner 350 Schiffe der Ragusaner, und 1814 kam die Stadt an Oesterreich. Die Stadt ist im langsamen Aufblühen begriffen.

Sklavenjagd in Centralafrika.

(Bild S. 286 u. 287.)

Heute, wo sich Europas ausschlaggebendste Staaten zu gemeinjamem Vorgehen gegen den Sklavenhandel verbunden haben, dürfte es unsere Leser besonders interessieren, eine jener alles menschliche Gefühl zur Empörung bringenden Scenen voranschaulicht zu sehen, wie sie dieser schmachvolle Handel mit Menschen mit sich bringt.

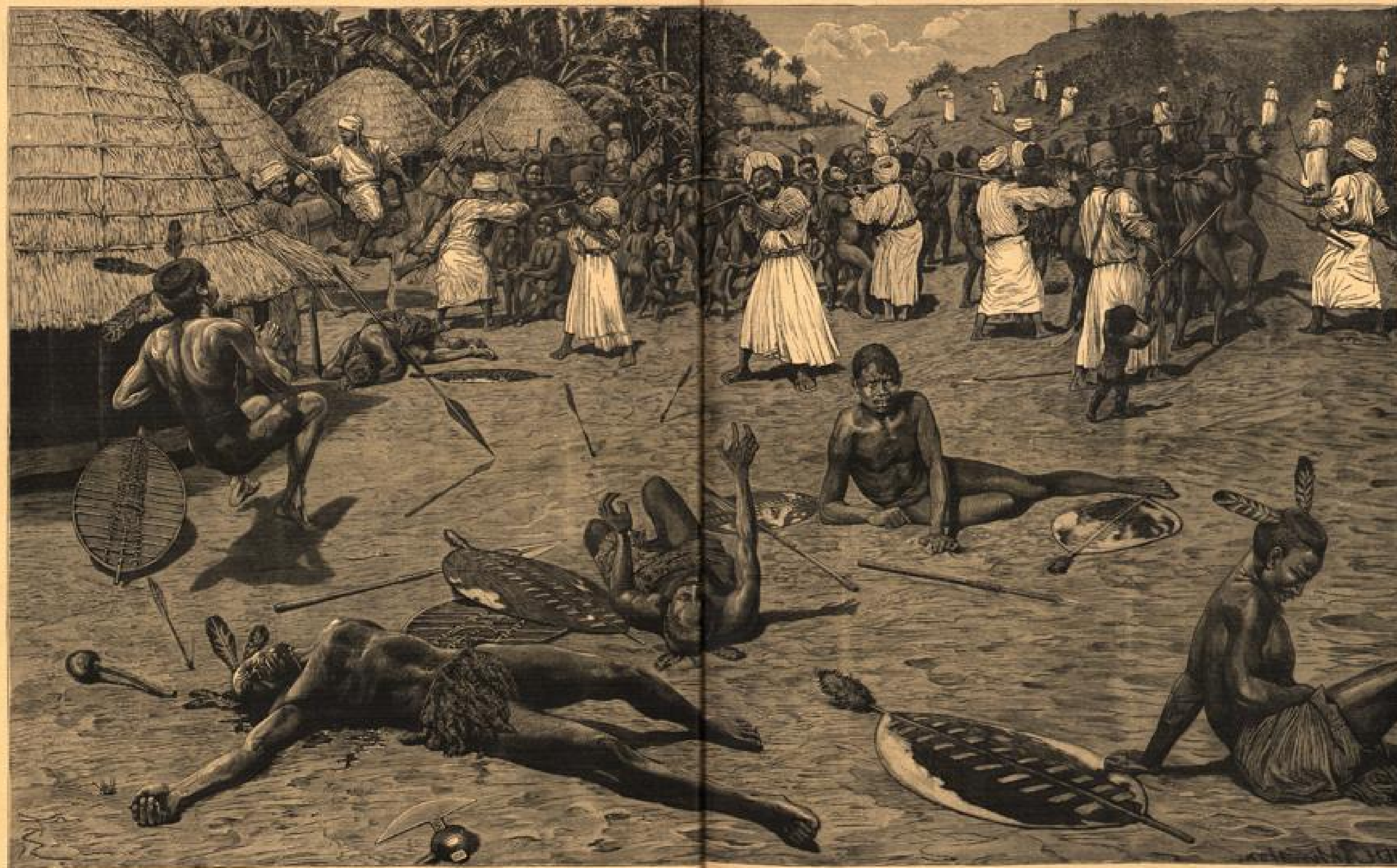
Durch das lange Gras herankriechend, durch den Gürtel von hohen Palmen sich näher schleichend, erreichen die Sklavenhändler das für ihr Vorhaben auserlesene Dorf. Stets wählen sie hiezu eine Zeit, wo die meisten der kriegsführenden Männer auf Fisch- oder Jagdzügen abwesend sind, um dann plötzlich über die zürückgebliebene Einwohnerzahl herzufallen, die das Unvermutete des Angriffs, der scharfe Knall der Gewehre, das Auslösen ihrer Hütten, vor Schreck erstarren läßt. Die wenigen Männer, die mit ihren Ketten, Speeren und Pfeilen vergeblichen Widerstand zu leisten versuchen, werden unbarmherzig niedergeschossen, Weiber und Knaben und solche Kinder, deren Mithnahme nicht allzu viel Umstände verursacht, schnellstens zusammengetrieben, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und der Hals in bereits mitgebrachte, gabelförmige Roste gesteckt, die vorne ein Holzpfloß wieder vereinigt. Oft werden die Sklaven zudem noch mit aus Pflanzengedrehten Lauen paarweise zusammengebunden. Die kleinen Kinder bindet man selten, höchstens mit Riemen an die Brust der Mutter, die sie so mit schleppt, so lange die armen matten Weine sie selbst noch zu tragen vermögen.

Eiligt zieht die Karawane weiter, und Verwüstung, Brand, Mord und am Weg liegende Leichen bezeichnen ihren Pfad.

Hölzerner Glockenturm der calvinischen Kirche im Dorfe Tand (Oberungarn).

(Bild S. 294.)

Wir leben ein praktisches Jahrhundert. Alles Streben und alles Schaffen, alles Sinnen und Erfinnen hat die Nützlichkeit zum Endziele, für sie werden alle Künste, alle Wissenschaften, alle bekannten Naturkräfte ausgeschöpft, so weit bis heute des Menschen Geist Herrschaft über dieselben gewonnen hat. Kultur und praktische Lebenskunst gehen Hand in Hand und mit der ersten erobert sich auch diese immer breiteren Boden. Ein zu treffendes Beispiel hiefür bietet uns die Architektur, nicht so sehr in ihrer geschichtlichen Entwicklung als in Hinsicht auf ihre Verwendung im Dienste der Menschheit. So lange dieser in ihren Kulturansätzen der Sinn für das Praktische abging, so lange wohnte sie in Zelten und Hütten aus Rohr- und Zweig-geflocht, die vor keinem Sturmhauch bestanden, unbefürchtet



Skavenjagd i Centralafrika.

Zeichnung von H. Schöner. (Z. 203.)

immer neu aufrichtend, was die Natur in ihrem Grimme zerstörte. Der praktische Sinn, der Hang zum Festen, Dauernden, den Naturkräften Trostenden gilt geradezu als Sünde, und die Arbeiter am Turmbau von Babel werden heimgejagt durch Gottes Zorn und Strafe. Spätere Generationen, die Ägypter, Griechen und Römer bauen schon aus zeitüberdauerndem Material, aber nur für die Götter und den Tod; Tempel und Gräber und später auch öffentliche, mehr oder weniger mit dem Götterkultus zusammenhängende Gebäude werden aus Steinen getürmt und bei den nordischen Völkern wird besondere Sorgfalt auch nur dem Baue der Götterhäuser zugewendet, während Heimstätten leichte Bauten, oft noch Holzbauten sind. Die Holzarchitektur wird vielfach verwendet für Landhäuser, Schlösschen, für allerlei schmucke Kleinbauten, in den Dörfern finden sich heute noch die Holzdächer häufig und das Brett spielt bei Interimsbauten selbst monumentalen Charakters, wie Theatern, Ausstellungen und dergleichen auch noch in unsere Tage hinein eine wichtige Rolle.

Eine hölzerne Kirche oder ein Holzturm, der nicht für den Tag errichtet ist, sondern dauern soll, das entspricht nicht dem praktischen Geiste der Zeit und ist daher schon als seltsamer Anachronismus interessant. Das calvinische Dörfchen Land in Oberungarn, eine kleine, ärmliche, slowakische Gemeinde, besitzt solch eine Seltsamkeit: einen hölzernen Glockenturm, der sich ganz reizend anseht und gewiß von keinem dörflichen Baufünftler erbaut worden ist. Nicht in oder an die Kirche gebaut, sondern in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten von dem nach Art der calvinistischen Götterhäuser fast armselig schlichten Kirchlein ragt der zierliche Turm schlank und spitz in die Lüfte, das schindelgedeckte, zweite Dach, unter dem eine schmucke Galerie mit weiter Aussicht hinläuft, von vier kleinen Türmchen geschmückt, die, wie Kinderchen den Vater, den großen Mittelsturm umfassen, den der Blitzableiter und der riesige Wetterhahn noch erhöhen. So lange dieser Holzbau noch in der Weiße des Holzes stand, mag er ziemlich langweilig ausgesehen haben; heute sind aber Bretter und Schindeln von den Jahren gefärbt und die Moose und Flechten, welche sich durch alle Fugen schlingen, verleihen dem Turme eine Buntheit von eigenartig erquickendem Reize, welche von dem reinen, hellen Gemäuer der benachbarten Kirche noch stärker ins Licht gesetzt wird.

Die Dorfbewohner gehen an dem originellen Turm unbewegt vorüber, höchstens daß ihn die Buben als geeignetes Objekt für ihre Kletterübungen zu schätzen wissen oder daß ein liebendes Pärchen seinen Schatten zum Kosen und Küssen zu nützen versteht. Der Künstler aber, der auf seinen Skizzenwanderungen in diese Gegend kommt, bleibt gefesselt stehen und verläumt es sicher nicht, den interessanten Bau für sein Skizzenbuch festzuhalten.



Die Lungenfische.

Zu den Wirbeltieren, welche die Zoologen gegenwärtig besonders beschäftigen, gehören die merkwürdigen Lungenfische (Dipnoi), welche ihren Namen davon erhalten haben, daß bei ihnen die Schwimmblase in eine richtige Lunge umgewandelt ist; die Tiere sind daher im Lande, auch außerhalb des Wassers Luft zu schöpfen, während sie in dem Wasser wie andere Fische durch ihre Kiemen atmen. Durch den Besitz von Lungen nähern sich diese Fische den Amphibien, mit denen sie auch darin übereinstimmen, daß der Vorhof des Herzens bei ihnen nicht einfach ist wie bei anderen Fischen, sondern aus zwei Abteilungen besteht, womit ein komplizierterer Kreislauf des Blutes verbunden ist. Die Lungenfische wurden deshalb auch ursprünglich für Amphibien gehalten, und ganz neuerdings ist Professor Schneider in Breslau auf diese Ansicht zurückgekommen, allerdings auf Grund anderer morphologischer Thatsachen; er hat nämlich gefunden, daß die Hintergliedmaßen (Bauchfloßen) der Lungenfische wie bei den Amphibien gegen die vorderen um 90 Grad gedreht erscheinen.

Die Lungenfische, von denen wir gegenwärtig vier, in Südamerika, Afrika und Australien lebende Arten kennen, bringen die trodene Jahreszeit in Erdlöchern zu, welche sie sich auf dem Grunde und in der Nähe des Ufers der versiegenden Gewässer selbst graben, und in welchen sie regungslos liegen, eine wohl wenig energiegeliche Lungenatmung unterhaltend. Schon mehrfach ist es gelungen, Exemplare des bekanntesten Lungenfisches, des afrikanischen Protopterus, in Erdklumpen lebend nach London zu bringen, und man hatte bei dieser Gelegenheit gefunden, daß die Fische sich gegen die Austrocknung durch die Absonderung einer dicken Schleimschicht schützen, die sie wie ein geschlossener Saft umgibt. Auch Professor Wiedersheim in Freiburg hatte, der „Naturwiss. Rundschau“ zufolge, kürzlich ein solches lebendes Exemplar ermorben. Abweichend von seinen Vorgängern legte er es aber nicht durch Erweichen der Erdschicht in warmem Wasser frei, sondern sprengte dieselbe vorzeitig mit Hammer und Meißel los. Auf diese Weise konnte die interessante Schleimschicht und die Lage des Fisches in derselben genauer und vollständiger als früher untersucht werden. Das Tier liegt eng zusammengekrallt, wobei der breite Ruderflossenzug ganz den Kopf bedeckt. Nur die Spitzen der Vorderflossen stehen aus der Schleimschicht hervor. Die Nasenlöcher sind einem Abschnitt der Schleimschicht, in dem sich nach englischen Forschern eine feine Öffnung befindet, dicht angepreßt. Ein enger, etwa 15 Centimeter langer Gang führt durch den Erdklumpen von dieser Stelle aus direkt nach außen — natürlich zu Atmungszwecken. — Wiedersheim fand die Haut des Ruderflossenzuges außerordentlich gefäßreich und glaubt, daß derselbe auch als Atmungsorgan thätig ist.

Zur Geschichte des Fallschirmes.

Da gegenwärtig die in England veranstalteten Schaustellungen, bei welchen sich ein Luftschiffer aus dem Luftballon mittelst des Fallschirmes zur Erde herabläßt, wieder viel von sich reden machen, so werden einige kurze Mitteilungen über die Geschichte dieses Hilfsmittels der Luftschiffahrt nicht ohne Interesse sein. — Den Gedanken des Fallschirmes soll der „Magdb. Itz.“ zu Folge bereits Leonardo da Vinci 1514 ausgesprochen und dargestellt haben; weiterhin findet sich in einer zu Venedig 1617 erschienenen Sammlung von Maschinen und so weiter eine Art Fallschirm abgebildet und beschrieben, mit dem es ganz gut möglich gewesen wäre, daß sich, wie die Beschreibung sagt, ein Mensch ohne Gefahr von der Höhe eines Turmes oder eines andern hohen Punktes herabwerfen könnte. Die französischen Gelehrten, welche zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts das Königreich Siam besuchten, sahen dort wiederholt einen Gaukler, der zwei große asiatische Sonnenschirme am Gürtel befestigt trug, aus bedeutender Höhe herabspringen; er sank mit Hilfe des Windes manchmal auf die Erde, manchmal auf Bäume oder Häuser, manchmal in einen Fluß nieder, nahm aber nie Schaden. In ähnlicher Weise ließ sich 1783 der Franzose Lenormand mit Hilfe eines starken Regenschirms aus dem Fenster seines Hauses hinab und hatte glücklichen Erfolg. Den ersten Versuch im großen machte bald nach Erfindung der eigentlichen Luftschiffahrt (1783) der französische Luftschiffer Blanchard, indem er bei einer Luftreise seinen Hund aus einer Höhe von etwa 2000 Meter mit dem Fallschirm herabsinken ließ; derselbe wurde zuerst vom Wind in die Wolken getrieben, näherte sich dem Ballon wieder, ward zum zweitenmale fortgeführt, kam aber schließlich, kurze Zeit nach dem Luftschiffer selbst, doch glücklich zur Erde. Einige Jahre später unternahm der Luftschiffer Garnerin (ebenfalls ein Franzose, * 1769, † 1823) das gleiche Wagnis, worüber der Astronom Lalande folgendermaßen berichtet: „Am 1. Brumaire des Jahres VI. (das ist am 22. Oktober 1797), um 5 Uhr 28 Minuten abends, erhob sich der Bürger Garnerin mit ungeheurer Menge, welche ihre Bewunderung für das Talent und den Mut des jungen Luftschiffers zu erkennen gab. Thatsächlich ist Bürger Garnerin der erste, der diese gefährliche Reise zu unternehmen gewagt hat.“ — Seitdem ist von ihm und anderen der Versuch unzähligemale wiederholt worden; übrigens gilt er, wenn mit der nötigen Umsicht und einem guten Fallschirm unternommen, für weniger gefährlich als eine Ballonreise.

Die Stammesangehörigkeit der Bevölkerung des deutschen Reichs.

Die „N. N. Z.“ bringt an leitender Stelle hierüber nähere Angaben, denen wir das Nachstehende entnehmen: Die Bevölkerung des Reichs beträgt gegenwärtig ungefähr 47,750,000 Köpfe, darunter ein nicht bedeutender Bruchteil nichtdeutscher Einwohner. Bei der letzten Volkszählung wurden nur 239,000 ermittelt, während zum Beispiel in Frankreich unter 38 1/2 Millionen Einwohnern 1 Million Ausländer sind, so daß auf 37 Franzosen immer 1 Ausländer kommt. Was die Reichsangehörigen fremden Sprachstammes betrifft, so ist man dafür in Ermangelung genauer Zählungen auf Schätzungen angewiesen, die folgendes ergeben: a) Reichsangehörige polnischen Stammes 2,750,000; b) Reichsangehörige an unserer Westgrenze, die nach ihrer Familiensprache dem französischen Stamme angehören, 239,000; c) im Nordosten des Reichs wohnende Littauer 150,000; d) Wenden, in der sächsischen und preussischen Lausitz wohnend, 100,000; dann e) im Norden, beziehungsweise Nordosten eine kleine Anzahl Dänen und Wallonen. — Das gibt also zusammen 239,000 Ausländer und etwa 3 1/4 Millionen Reichsangehörige nichtdeutschen Stammes, macht rund etwas über 3 1/2 Millionen Reichsangehörige innerhalb der Reichsgrenzen (das ist wenig mehr als 7 Prozent der Reichsbevölkerung), so daß 44,2 Millionen Deutsche innerhalb der Reichsgrenzen wohnen. Die Zahl der über die Welt verstreuten Deutschen, welche noch deutsche Unterthanen oder doch in Deutschland geboren sind, betrug nach den Ergebnissen des „Stat. Jahrbuchs für das deutsche Reich 1880“ damals 2 1/2 Millionen. Davon lebten 2 Millionen in den Vereinigten Staaten von Amerika; seit 1880 ist dorthin schon wieder mindestens 1 Million Deutsche ausgewandert. Natürlich ist ein Teil der damals Gezählten und der inzwischen Ausgewanderten jetzt schon verstorben; da indessen jene Ermittlungen nur Minimalzahlen geben, so dürfen wir annehmen, daß gegenwärtig etwa 3 1/2 Millionen Deutsche im Auslande leben, von denen freilich ein großer Teil die Reichsangehörigkeit bereits verloren hat. Die Zahl der Deutschen im Auslande ist also ungefähr ebenso groß wie die Zahl der Nichtdeutschen im Inlande. Nun die Sprachverwandten in anderen Staaten. Als größtes Kontingent kommt hier die deutsch redende Bevölkerung Oesterreich-Ungarns mit 10 Millionen in Betracht, dann kommen die Deutsch-Schweizer mit mindestens 2 Millionen; das drittgrößte Kontingent bilden die deutsch sprechenden Luxemburger mit etwa 200,000, und das vierte die Deutsch-Russen an der Ostsee mit etwa 156,000. Die übrigen Bevölkerungsreste fremder Staaten, die dem deutschen Stamme zuzurechnen wären, ohne der Geburt nach dem Reiche anzugehören, dürften ziffermäßig nicht bedeutend sein; wir werden also die Gesamtheit dieser Sprachverwandten mit rund 12 1/2 Millionen anzusehen haben. Das Gesamtergebnis ist also, daß zum deutschen Stamme 60 1/4 Millionen Menschen gehören, von denen etwa 73 Prozent oder nicht ganz drei Viertel innerhalb der Reichsgrenzen wohnen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

In seinem Buche über Verdi erzählt Arthur Poncin folgende Geschichte: Zur Zeit, als „Aida“ in ganz Italien hohe Begeisterung hervorrief, richtete ein Russischwärmer an Verdi folgenden Brief: Reggio, 7. Mai 1872. Sehr geehrter Herr Verdi! Am 2. d. M. begab ich mich, veranlaßt durch das Aufsehen, welches Ihre Oper Aida macht, nach Parma. Ich habe die Ausstattung bewundert, die ausgezeichneten Sänger mit Vergnügen gehört und mich bemüht, nichts von dem Stüde zu verlieren. Nach Beendigung der Aufführung fragte ich mich, ob ich zufrieden sei, und die Antwort lautete verneinend. Ich kehrte nach Reggio zurück und achtete unterwegs auf die Urteile meiner Reisegefährten. Fast alle stimmten darin überein, daß Aida ein Werk ersten Ranges sei. Ich belam darauf Lust, mir das Stück noch einmal anzusehen, und kehrte am 4. nach Parma zurück. Bei dem ungeheuren Andrang gelang es mir nur nach den verzweifeltsten Anstrengungen, für 5 Lire einen Platz zu erlangen, um der Vorstellung bequem beizuwohnen zu können. Ich gelangte zu folgendem Schluss: Die Oper enthält durchaus nichts, was begeistert und elektrisiert; wenn die glänzenden Verzierungen nicht wären, würde das Publikum nicht bis zum Schluss ausbleiben. Sie werden sich jetzt, lieber Herr Verdi, mein Bedauern vorstellen können, für diese beiden Vorstellungen 32 Lire ausgegeben zu haben. Wenn Sie nun noch den erquickenden Umstand hinzufügen, daß ich von meiner Familie abhängig bin, so werden Sie begreifen, daß dieses Geld wie ein grauenhaftes Gespenst meine Ruhe stört. Ich bitte Sie daher offenerzig, mir die Summe gefälligst zurückzusenden; ich lasse die Rechnung folgen:

Hinfahrt mit der Bahn	2,60 Lire,
Rückfahrt	3,30 „
Theater	8,00 „
Elendes Abendessen auf dem Bahnhofe 2,00 „	
Summa 15,90 Lire,	

Dieselbe Summe
Summa Summarum 31,80 Lire.

In der Hoffnung, daß Sie ihn aus der Klemme ziehen werden, grüßt Sie von Herzen Vertani.

Adresse: Bertani Prospero, Via San Domenico Nr. 5.

Man kann sich die Ueberraschung des Komponisten bei Empfang dieser Postkarte vorstellen. Gleichwohl sagte er die Sache von der scherzhaften Seite auf und beauftragte seinen Verleger Ricordi, den treuerhizigen Zuschauer von Aida zufriedenzustellen. . . . Sie können sich denken, daß ich, um diesen Sprößling seiner Familie vor den ihn verfolgenden Gespenstern zu retten, gern die kleine Rechnung bezahle, die er mir sendet. Ich bitte Sie also, ihm 27,80 Lire zuzusenden zu wollen. Es ist dies allerdings nicht die ganze Summe, die er verlangt, aber es geht mir über den Spas, ihm auch noch kein Abendessen bezahlen zu sollen; er hätte recht gut zu Hause essen können. Es versteht sich von selbst, daß er den Empfang bescheinigen muß, und außerdem bitte ich Sie auch, eine briefliche Erklärung von ihm zu verlangen, in der er sich verpflichtet, keine meiner Opern mehr zu hören, damit er sich nicht von neuem der Gefahr aussetzt, von Gespenstern bedroht zu werden, und damit er mir neue Reisekosten erspart. . . .

In den kalifornischen Kirchen ist es Sitte, daß die Sammler, welche mit den Büchsen zwischen den Kirchenstühlen herumgehen, die zuweilen schwerhörige Freigebigkeit der Andächtigen durch allerlei Reduktionen wecken. Nach einem amerikanischen Blatte fand bei einer solchen Gelegenheit folgendes Zwiegespräch statt. Pfarrer L. hält Bill, einem ehrhamen Goldgräber, die Büchse hin, welcher jedoch bedächtig sein Haupt schüttelt.

„Et, gebt nur etwas, William,“ sagt der Pfarrer.

„Kann nicht,“ erwidert Bill.

„Warum nicht, geschieht's denn nicht für eine gute Sache?“

„Wohl, wohl, aber ich kann nichts geben,“ antwortet Bill.

„Nah, das weiß ich besser, da müßt Ihr einen tröstlicheren Grund anführen.“

„Nun, ich bin gar viel Geld schuldig; zuerst muß ich ehrlich sein, ehe ich großmütig werde.“

„Aber, William, Ihr seid doch Gott viel mehr schuldig als irgend einem seiner Geschöpfe.“

„Wohl wahr, Pfarrer,“ erwidert Bill, „aber er drängt mich nicht so wie die anderen Gläubiger.“

Keine Uebersetzung.

Herr: „Ich liebe Sie, Emma, wollen Sie ewig die Meine sein?“

Dame: „Ja, aber jetzt fängt es an zu regnen, kommen Sie in das Haus, dort können wir uns ja — weiter verloben.“

Freundliche Teilnahme.

„Sagen Sie, Herr Nachbar, was war denn heute nacht bei Ihnen für ein Mordskandal?“

„Mordskandal? Davon wüßte ich nichts!“

„O gewiß doch, so um zwei Uhr muß es gewesen sein.“

„Ach so! Ja wohl, da war ich eben nach Hause gekommen und da fragte mich meine liebe Frau — wie ich mich amüsiert hätte!“

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Sechstes Kapitel.



Der Baron empfing seinen Sohn mit der strengen, formellen Artigkeit, welche er in allen Verhältnissen des Lebens bewahrte und auch seinen Kindern gegenüber beobachtete, aber es lag heute in seinem ganzen Wesen, als er Friedrich die Hand reichte und ihn ersuchte, an seiner Seite Platz zu nehmen, ein Schimmer von väterlicher Herzlichkeit und zugleich auch wieder eine gewisse Feierlichkeit, so daß der junge Mann mit einiger Unruhe der Unterredung entgegenhing.

Der Baron ließ ihn nicht lange in Ungewissheit. Mit der ihm eigenen energischen Entschlossenheit, welche ihn stets den Schwierigkeiten und Hindernissen entgegengehen ließ, statt sie vorsichtig zu vermeiden, ging er ohne Umschweife und Einleitung sogleich mitten in die Sache hinein.

„Arel hat sich angemeldet,“ sagte er, „er hat nur einen kurzen Urlaub erlangen können, die Gräfin und Mathilde werden ihn begleiten und, wie ich hoffe, längere Zeit unsere Gäste sein.“

Friedrich erröthete unter dem forschenden Blick seines Vaters.

Um die Lippen des Barons spielte einen Augenblick ein zufriedenes Lächeln.

„Du kennst,“ fuhr er fort, „die Freundschaft, welche mich mit dem verstorbenen Grafen Stören verband, es war stets unser Wunsch, unsere Familien noch durch ein festeres und innigeres Band aneinander zu knüpfen; daß Graf Arel und Agnes sich zusammen gefunden haben, hat mir darum eine aufrichtige Freude bereitet, und Du wirst es wohl haben bemerken können, daß ich ebenso, ja noch mehr erfreut sein würde, wenn ich die Gräfin Mathilde Stören als Deine Gemahlin begrüßen könnte. Hätte ich nicht diese Hoffnung gehegt, — ich will nicht sagen, daß sie sich zu einem festen Plan gestaltet habe — so würde ich die häufigen Besuche der Gräfin und ihrer Tochter nicht veranlaßt haben, denn natürlich werden dieselben in der Gesellschaft kommentirt, und ich würde es vor meinem verstorbenen Freunde Stören nicht verantworten können, wenn seine Tochter durch meine Schuld oder wenigstens durch meine Veranlassung kompromittirt würde.“

„Mein Gott, mein Vater,“ stammelte Friedrich, „Du überraschest mich, ich hatte eine solche Unterredung nicht erwartet!“

Der Baron schien die Bestürzung seines Sohnes für seine Wünsche günstig zu deuten. Freundlich fuhr er fort.

„Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß Du gern mit Mathilde verkehrst und daß Du ihre außerordentlichen Vorzüge, welche die Günst der Natur und die sorgfältige Erziehung edler und ausgezeichneter Eltern ihr gegeben, in demselben Grade anerkennst wie ich selbst. Ich sehe also voraus, daß Du ebenso wie ich überzeugt bist, keine würdigere Gemahlin wählen zu können. Die Baronin Blomstedt hat eine glänzende und darum beneidete und schmerzliche Stellung am Hofe und unter dem Adel unseres Landes zu erfüllen — da Deine Mutter uns entrißen wurde, so hat sie sogleich auch bei meinem Leben die Honneurs unseres Hauses zu machen und in alle Rechte, die unser Name uns in der Gesellschaft gibt, einzutreten. Du würdest im ganzen Lande keine Dame finden, welche dieser Aufgabe so vollkommen gewachsen wäre als Mathilde. Ihr seid Jugendgepielen, und wie ich jetzt euren Verkehr miteinander beobachtet habe, glaube ich, daß Deine Wahl mit meinen Wünschen übereinstimmt, da ich nicht voraussetze, daß Du auf Deinen Reisen im Auslande einen würdigeren Gegenstand hättest finden können. Es ist angemessen, daß Du Dich bald vermählst, um unserem Hause die volle Repräsentation wieder zu geben, auch kann Mathilde nicht länger der Gegenstand von Gesprächen sein, wie sie in der Gesellschaft geführt werden. Ich wünsche also, daß diese Angelegenheit, in welcher Deine Neigung mit meinen Hoffnungen übereinstimmt, bei dem bevorstehenden Besuch der Gräfin zum Abschluß gebracht wird. Wenn Du willst, so werde ich mit der Gräfin sprechen, um die Sache zu ordnen, doch scheint es mir besser und für das ganze Verhältniß würdiger, wenn Du die Sache mit Mathilde selbst in Ordnung bringst. Ich glaube kaum,“ fügte er, über die steigende Verwirrung seines Sohnes lächelnd, hinzu, „daß Du eine ungünstige Aufnahme Deiner Werbung zu befürchten hast.“

Er schwieg — er hatte alles gesagt, was er zu sagen für nötig hielt, und erwartete Friedrichs Antwort.

Dieser blinnte einige Sekunden sprachlos vor sich nieder, die Worte seines Vaters waren wie ein Blitzstrahl in sein stiller innerliches Gefühlsleben gefallen, das ihn in der letzten Zeit von allen äußerlichen Verhältnissen abgezogen hatte. Niemals vorher hatte sein Vater eine Andeutung gemacht, und er hatte niemals daran gedacht, daß seine Vermählung notwendig oder wünschenswert sein möchte. Das plötzliche, grelle Licht blendete ihn und er sah Mathilde,

umstrahlt von dem ganzen Nimbus der vornehmen Welt, vor sich, aber neben ihr erhob sich Metas freundliches, klares Bild, und im jähen Schreck zuckte sein Herz zusammen bei dem Gedanken, daß der holde Verkehr mit der Freundin, die seiner Seele so süße, wohlthätige Frische brachte, für immer zu Ende sein sollte, denn unter welcher Form hätte er wohl diesen Verkehr fortsetzen sollen, wenn er Mathilde oder irgend einer andern Gemahlin, welche die Rücksicht auf seinen Stand und seine Stellung ihm früher oder später zuführen mochte, die Hand reichen würde. So ruhig, freundlich und leidenschaftlos seine Gefühle für Meta auch waren, so füllten sie doch seine ganze Seele aus, und in diesem Augenblick, in welchem die Trennung von ihr plötzlich wie ein drohendes Schreckbild vor ihm aufstieg, glaubte er die unabwiesbare Ueberzeugung im tiefsten Herzen zu empfinden, daß er ohne Meta nicht leben könne. Aber er kannte seinen Vater, er wußte, daß es Wahnsinn sein würde, in diesem Augenblick demselben von Meta und seinen Beziehungen zu ihr zu sprechen, die er niemals begreifen würde.

„Du hast mich überrascht, mein Vater,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „wie könnte ich so schnell eine mein ganzes Leben bestimmende hochwichtige Entscheidung treffen — kaum kenne ich Mathilde — erlaubt mir, darüber nachzudenken und —“

„Alle wichtigen Entscheidungen,“ fiel der Baron ein, „müssen schnell getroffen werden, das lange Nachdenken, Prüfen und Abwägen führt zu immer neuen Zweifeln. Du kannst kaum überrascht sein, denn wenn Du jemals über Dich und Deine Stellung in der Welt nachgedacht hast, so wirst Du Dir gesagt haben, daß eine frühe Vermählung Deine Pflicht sei, um die Zukunft unseres Hauses zu sichern. Mathilde Stören kennst Du seit Deiner Jugend, wo also wäre der Grund der zögernden Ueberlegung?“

„Und dennoch, mein Vater, dennoch,“ sagte Friedrich, „bitte ich Dich, laß mir Zeit, mich zu sammeln und nachzudenken.“

„Die Rücksicht auf Mathilde läßt keine Zögerung zu,“ sagte der Baron; „und dann,“ fuhr er fort, „habe ich Dir gesagt, daß diese Verbindung mein Wunsch sei — daß die Erfüllung dieses Wunsches mir eine innige und aufrichtige Freude machen würde.“

Wenn der Baron von Blomstedt sonst einen Wunsch aussprach, so war dieser Wunsch für seine Kinder Befehl, und der Ton, in welchem er ausgesprochen wurde, zeigte deutlich, daß er Gehorsam erwarte und deselben gewiß sei. Diesmal aber klang der Wunsch des Barons weich wie eine Bitte, deren Erfüllung der Vater von dem Herzen des Sohnes erwartete.

Friedrich war tief bewegt, es gab wenig in der Welt, was der Baron in diesem Ton nicht hätte erlangen können — die Bitte des stolzen, strengen und unnahbaren Vaters drang mächtig zu seinem Herzen. Bevor er Meta kennen gelernt, hätte er nicht zu widerstehen vermocht, und so wenig auch in seinen Augen die glänzenden Eigenschaften der Welt Damen galten, hätte er doch, um seinem Vater Freude zu machen, den Gang durchs Leben mit Mathilde gewagt. Aber jetzt glaubte er die klaren, sanften, lieben Augen seiner Freundin auf sich gerichtet zu sehen und daneben erschien Mathilde mit höhnisch aufgeworfenen Lippen, mit dem spöttischen, hochmüthigen Blick. Nein, nein, es war nicht möglich, er konnte das Opfer nicht bringen. Erst jetzt wurde ihm klar, wie tief sein Gefühl für Meta mit seinem ganzen Wesen verwachsen war. Der Ausdruck bangender, unsicherer Verwirrung verschwand von seinem Gesicht. Mit traurigem, aber festem und entschlossenem Blick sah er den Baron an.

Er ergriff dessen Hand und sagte:

„Verzeihung, mein Vater, Verzeihung, daß ich Deinen Wunsch nicht erfüllen kann; ich bin Dir Offenheit und Wahrheit schuldig — Du hast recht, es ist keine zögernde Prüfung und Ueberlegung nötig, denn ich bin entschlossen, ich weiß, daß ich Dir antworten muß, so schmerzlich es mich auch bewegt! Nein, mein Vater, ich kann Mathilde Stören meine Hand nicht reichen, denn ich liebe sie nicht und ich weiß, daß ich sie niemals werden lieben können.“

Das Gesicht des Barons verfinsterte sich.

„Du liebst sie nicht,“ sagte er, „das ist ein leeres Wort; ich würde Deine Worte verstehen, wenn ich um äußerer Vorteile willen von Dir verlangte, daß Du einer Dame Deine Hand reichen sollst, welcher Schönheit und Anmut oder, was noch mehr bedeutet, der Geist fehlen, aber Mathilde besitzt alle Eigenschaften, welche ein Weib reizend und liebenswürdig machen, in höchster Vollkommenheit, warum sollst Du sie nicht lieben können? Kennst Du Liebe jenes unklaren Gefühls des unreifen Knaben, das in wimmernder Sehnsucht ein Wesen anschnachtet, das nur mit den Reizen der eigenen Phantasie geschmückt ist? — Solche Liebe, das mußt Du wissen durch Deine Erziehung, das mußt Du fühlen durch Dein Blut, ist eines Edelmanns von unserem Range unwürdig und gehört nicht in den Kreis unseres Lebens, ein solches Gefühl war es nicht, das mich zu Deiner edlen Mutter führte, und doch war ich mit ihr in wahrer, treuer und unwandelbarer Liebe verbunden — doch war sie das unvergeßliche Glück meines Lebens! Die Liebe, die dem unbekannten Bilde kindischer Träume entgegenschlägt wie ein verblendeter Nachtvogel, ist nichts wert — die wahre Liebe erblickt aus dem lang-

samen Erkennen des gegenseitigen Wertes im Sonnenlicht der Klarheit und Wahrheit.“

„Die Erkenntnis des Wertes und die Achtung bringen nicht die Liebe, nicht das Glück! — Mathilde, mein Vater, so hoch ich sie achte, so sehr ich ihren Wert erkenne, liebe ich nicht — kann ich niemals lieben, eben weil ich sie kenne, weil ihr stolzer, hochmüthiger Sinn, ihr spöttischer Geist sich niemals mit dem Ideal vereinigt, das mir die edle Weiblichkeit darstellt.“

„Ideal!“ sagte der Baron achselzuckend; „wo gibt es denn Ideal für die Ideale auf Erden! Noch einmal,“ sagte er dann nach einem peinlichen Schweigen, „wiederhole ich Dir, diese Verbindung ist mein Wunsch, den ich lange gehegt habe und den ich nur schmerzlich aufgeben kann.“

„Verzeih, mein Vater, verzeih,“ erwiderte Friedrich, tief erschüttert, aber doch mit dem Ausdruck eines festen, unwiderruflichen Entschlusses, „Gott ist mein Zeuge, daß ich in jedem Augenblick bereit wäre, mein Leben für Dich zu lassen, so weit das Rollen des Blutes und die Spannung der Sehnen Leben heißt, aber Du wirst es, Du kannst es nicht verlangen, daß ich in einer Verbindung, an der mein Herz keinen Teil hat, das Glück meines vielleicht noch langen und zu reicher Thätigkeit und Arbeit verpflichteten Erdenlebens fortwerfe, daß ich den Frieden mit mir selbst verliere und die Freude des Wirkens und Schaffens zerstöre. Verzeih mir, mein Vater,“ rief er, die Hand des Barons an seine Lippen führend, „verzeih mir — aber ich kann Mathilde Stören nicht lieben, und weil ich sie nicht liebe, kann ich mich nicht mit ihr für das Leben verbinden.“

Der Baron zog heftig seine Hand zurück, ein zorniger Blick flammte in seinen Augen auf — seine Lippen zuckten, als wollten sie eine harte, schneidende Antwort aussprechen. Aber seiner kalten, stolzen Natur widerstrebte jede heftige Scene; seine kluge Ueberlegung sagte ihm, daß auch Schwierigkeiten und Hindernisse, welche im ersten Augenblick unüberwindlich scheinen, durch kluge Vorsicht und ausdauernde Beharrlichkeit umgangen oder zerbrockelt werden können.

Ruhig und ohne jede Spur von unwilliger Erregung sagte er:

„In wichtigen und ernsten Fragen, von denen die Gestaltung der eigenen Existenz abhängt, muß jeder Mensch nach seinem eigenen Urtheil und seiner eigenen Ueberzeugung entscheiden. Es versteht sich von selbst, daß ich auf die Wahl Deiner künftigen Gemahlin, auch selbst wenn mir dazu das Recht zustünde, niemals einen zwingenden Einfluß ausüben werde, der mich bei einer ungünstigen Verbindung mit dem Vorwurf für Dein verfehltes Leben belasten könnte. So sehr ich überzeugt bin, daß Mathilde Stören alle Eigenschaften besitzt, um den Platz an Deiner Seite auszufüllen, so sehr ich auch wünschte, daß Deine Wahl auf sie fallen möchte, so darfst Du dennoch gewiß sein, daß ich jede andere Gemahlin, die Du mir aus dem Kreise der Edelbaren des Landes, ja selbst aus den vornehmen Familien des Auslandes zuführen wirst, freundlich und mit voller väterlicher Herzlichkeit annehme. Von einem zwingenden Einfluß meiner Autorität,“ fuhr er, seinen Sohn mit scharfen Blicken musternd, fort, „könnte überhaupt nur die Rede sein, wenn Deine Wahl auf eine Unwürdige oder nicht Ebenbürtige gefallen wäre — doch,“ fügte er, während Friedrich erröthend die Augen niederschlug, in leichtem und wegwerfendem Ton hinzu, „das kann ja gar nicht in Frage kommen — betrachten wir also die Sache als abgemacht und sprechen wir nicht mehr darüber — nur eins verlange ich von Dir, daß Du mit Mathilde Stören bei ihrem Besuch hier ganz wie früher in der alten freundlichen und herzlichen Umgangsweise als Jugendfreund verkehrst, damit auch der Schein eines Bruches und einer Kälte und Unfreundlichkeit zwischen unseren Familien sorgfältig vermieden werde; das bist Du unserem Hause und dem Hause der Gräfin schuldig, mit dem wir ja doch durch Agnes und Arel eng verbunden bleiben — ich werde dann selbst dafür sorgen, daß die Besuche der Gräfin und ihrer Tochter hier sich seltener wiederholen, damit alle Gerüchte, welche Mathilde kompromittiren können, vermieden oder im Keime erstickt werden.“

„Gewiß, mein Vater, gewiß!“ rief Friedrich lebhaft; „ich verspreche Dir, Mathilde gegenüber volle Unbefangenheit zu zeigen, da ich voraussetze, daß sie von unserem heutigen Gespräch nie etwas erfahren wird.“

„Wie wäre das möglich!“ sagte der Baron stolz. Dann wendete er das Gespräch zu den verschiedenen Gegenständen, welche in diesem Augenblick bei der Güterverwaltung im Vordergrunde des Interesses standen.

Friedrich gab ihm auf alle seine Fragen klare und erschöpfende Auskunft, welche eine eingehende Beschäftigung mit den Wirtschaftsangelegenheiten bewies.

Der Baron sprach ihm seine Zufriedenheit darüber aus und gab ihm einen Auftrag an den Verwalter eines ziemlich entlegenen Vorwerks, den er, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, persönlich ausgerichtet zu sehen wünschte.

Obgleich Friedrich durch diesen Auftrag verhindert wurde, seinen Besuch im Hause der Frau Hansen zu machen, so übernahm er denselben bereitwilligst, erfreut darüber, daß er seinem Vater, dessen Lieblingswunsch er hatte unerfüllt lassen müssen, wenigstens einen kleinen Beweis seiner Ergebenheit und seines Gehorsams geben konnte.

Das Diner verlief heute fast heiterer als sonst, der Baron führte anregend und lebhaft die Unterhaltung, scherzte mit Agnes über die freudige Ungeduld, mit welcher sie dem Besuch ihres Verlobten entgegen sah und welche fast die Wolke trüber Schwermut von ihrer Stirn verschleucht; dann traf er verschiedene Bestimmungen zu einer großen Jagd, welche während der Anwesenheit der Gräfin und ihrer Kinder gehalten werden sollte, stellte die Liste der zu erlassenden Einladungen fest und besprach mit seinem Sohn endlich noch einmal den Auftrag, den er ihm erteilt hatte.

Bald nach Tisch machte sich Friedrich auf den Weg.

Agnes zog sich auf ihr Zimmer zurück und nach einiger Zeit stieg auch der Baron zu Pferde, um ohne alle Begleitung auf dem Wege nach Glücksburg hin fortzureiten, welcher an dem Hause der Frau Hansen vorüber führte.

Siebentes Kapitel.

Ebenso wie der Baron von Blomstedt mit seinem Sohn hatte auch Frau Hansen eine ernste Unterredung mit ihrer Tochter gehabt.

Meta saß auf ihrem Platz am Fenster und las in einem Buch, das Friedrich mitgebracht hatte.

Als Frau Hansen zu ihr hereintrat und sich ihr mit einer so ernsten, fast strengen Miene gegenüber setzte, daß das Lächeln, mit welchem sie ihre Mutter begrüßt hatte, dem Ausdruck der Verwunderung und einer fast ängstlichen Erwartung Platz machte.

„Ich muß mit Dir ein ernstes Wort sprechen, mein Kind,“ sagte Frau Hansen, „wie es die Pflicht der Mutter ist, um so mehr dann, wenn die Mutter sich stets als die Freundin ihrer Tochter gezeigt hat.“

Meta küßte die Hand ihrer Mutter, ohne daß sich in ihrem Gesicht eine Spur von Befangenheit und Verwirrung zeigte.

Frau Hansen las in der Miene ihrer Tochter nichts als die staunende und erschrockene Frage, welche ein Anlaß in ihrem einfachen, ruhigen Leben zu einer Unterredung mit so ernster Einleitung sein könne.

„Ich habe,“ sagte Frau Hansen, „aus hingeworfenen Äußerungen unserer Wädersfrau und auch aus gelegentlichen Bemerkungen unserer alten Barbara entnommen, daß unter den Bauern der Gegend die häufigen Besuche des jungen Barons von Blomstedt in unserem Hause zu allerlei Bemerkungen Veranlassung gegeben, und es ist das auch in der That natürlich, denn es muß ja auffallen, wenn ein junger Kavaliere von dem Range und Reichtum des Baron Friedrich täglich bei zwei armen, einsamen und in der Gegend unbekannten Frauen verkehrt — es ist ebenso natürlich, wenn man annimmt, daß seine Besuche nicht nur gelten, und wenn die neugierige und stets zu niedrigem Verdacht geneigte Welt über Dich und den Baron Friedrich häßliche und spöttische Bemerkungen macht.“

Meta errödete zwar bei den Worten ihrer Mutter, aber ihre klaren, ruhigen Augen senkten sich nicht vor ihrem forschenden Blick und ein harmlos heiteres Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Hast Du mich nicht stets gelehrt, meine Mutter,“ sagte sie unbefangen, „daß niemand sich vor Nachrede und Verleumdung schützen könne, weshalb wir uns niemals bekümmern und beunruhigen sollen um das, was die Menschen von uns sagen mögen, wenn wir nur mit uns selbst einig sind.“

„Ganz recht,“ sagte Frau Hansen, „ich habe das gesagt und es ist auch meine Ueberzeugung — hätte ich mich durch die Verleumdung, den Hohn und den Spott der Menschen niederdrücken lassen, so wäre ich heute nicht mehr im Stande, mein Haupt stolz und mutig aufgerichtet vor

sich senkte oder den ruhigen, heiteren Ausdruck ihrer Züge verlor.“

„Nun denn,“ sagte Frau Hansen, „um die Bemerkungen der Leute über die Besuche des Barons Blomstedt gleichgültig über uns ergehen zu lassen und verachten zu können, müssen wir unserer Sache sicher, müssen wir gewiß sein, daß sie keine Spur von Wahrheit enthält.“

„Mutter!“ rief Meta, indem sie hoch erglühend sich stolz aufrichtete.

„Ich weiß es wohl, mein Kind,“ sagte Frau Hansen mit einem zärtlichen, innigen Ton, der bei ihr selten und

ungewohnt war, „ich weiß es wohl, daß Dich kein Vorwurf trifft, bin ich doch stets gegenwärtig gewesen, wenn der Baron hier war, und ist doch auch niemals ein Wort zwischen euch gefallen, dessen nicht die ganze Welt Zeuge sein könnte, aber ich will nicht nur, daß Du frei seiest von jedem Vorwurf, das Geflüster der Welt verachten zu können, ich will auch, daß mein Herz frei bleibe von jedem Kummer und von jeder Täuschung, welche das Leben verbittert, die Kraft lähmt und den Glauben zerstört — ich weiß es nicht, ob Gottes Wille es fügen wird, daß Du jemals einem Manne Deine Hand zum Lebensbunde reichen sollst — ich wünsche es nicht, denn die Liebe ist ein Gift, das die Seele in Jammer und bitterer Täuschung zerstört, und ein Bund ohne Liebe ist eine Erniedrigung, oder, wenn er auf Achtung und Dankbarkeit begründet ist, auch oftmals eine Last, welche nur die ruhige Befriedigung, aber niemals das Glück gewährt, das uns die Einsamkeit fast immer bietet. Ich habe Dich so erzogen, daß Du außer der meinigen keine andere Liebe bedarfst, und Dich gelehrt, aus den Tiefen der Einsamkeit das reinste Herzensglück zu schöpfen. Gott hat mir gegeben, Dich auch für Deine Zukunft so zu stellen, daß Du keines Mannes Unterstützung bedarfst. Es wäre ein Wagnis, wenn meine Sorge für Dein Glück beendet, meine Hoffnungen für Deine Zukunft zerstört werden sollen, und rechtzeitig müßte ich eben solchen feindlichen und verhängnisvollen Einfluß entgegen treten, deshalb verlange ich von Dir in all dem Vertrauen, das ich um Dich verdient habe, eine offene Antwort auf die Frage, ob Dein Herz sich etwa dem Baron von Blomstedt in warmer Empfindung zuneigt. Prüfe Dich wohl, damit Du Dich

und mich nicht täuschst, denn wäre es so, dann verlange ich von Dir die Kraft, daß Du jeden Keim solcher Empfindung aus Deinem Herzen reißest. Höre es wohl, so wahr Gott über uns ist, niemals darfst Du den Baron Friedrich lieben — niemals könnt ihr auf Erden vereint werden, auch wenn nicht die Schranken der äußeren Stellung euch trennten!“

Metas Mienen und Blicke hatten, während ihre Mutter immer eifriger sprach und wie zur feierlichen Bekräftigung ihrer Worte die Hand erhob, zuerst ein grenzenloses Erstaunen ausgebrückt, dann lachte sie mit fast kindlicher Heiterkeit und rief, als Frau Hansen geendet:



Slowakin bei der Handmühle. Originalzeichnung von R. Zadnik. (S. 285.)

der Welt zu tragen und es zugleich in gläubiger Ergebung vor Gott zu beugen; um aber,“ fuhr sie, die Hand ihrer Tochter ergreifend, fort, „das Urteil und die Nachrede der Welt verachten zu können und verachten zu dürfen, muß man, wie Du es eben wiederholt hast, mit sich selbst klar und einig sein — deshalb eben, meine Tochter, ist es meine Pflicht, als Deine Mutter und Deine Freundin mit Dir zu sprechen und eine Antwort von Dir zu verlangen, wahr und aufrichtig, wie ich es stets von Dir gewohnt bin und es um Dich verdient habe.“

„Frage, meine Mutter,“ erwiderte Meta, indem sie abermals flüchtig errödete, ohne daß auch diesmal ihr Blick



Ein Rettungsboot. Originalzeichnung von B. D. Reabba.

„Nein, meine Mutter, nein — mach Dir keine Sorge um mich — welcher ein Gedanke — den Baron Friedrich sollte ich lieben — wie wäre das möglich — er ist ja fünf Jahre jünger als ich!“

Frau Hansen hatte ihre Tochter scharf beobachtet und atmete erleichtert auf; diese ruhige Heiterkeit in Metas Blicken und in dem Ton ihrer Stimme konnte keine Verstellung sein.

Dennoch forschte sie weiter.

„Wäre dieser Altersunterschied wirklich ein Hindernis?“ fragte sie.

„Ja, meine Mutter,“ erwiderte Meta, „ich kenne die Welt nicht — Du weißt es, daß ich mich nicht nach ihr sehne und zufrieden bin mit dem, was in unserer Einsamkeit das eigene Herz und der eigene Geist uns bietet, aber wenn ich mich in die Lage denke, daß mir ein Mann begegnen sollte, um den ich den Frieden und das stille Glück der Einsamkeit verlassen möchte, so müßte er hoch über mir stehen, ich müßte aufwärts streben müssen, um ihn zu erreichen, aber wahrlich dürfte er nicht so viel jünger sein, daß ich mir die nahe zurückliegende Zeit vorstellen kann, da er ein Kind war neben mir.“

„Und Du hast nie eine wärmere Regung empfunden?“ fragte die Mutter ganz besorgt. „Du bist ganz gewiß, daß niemals eine solche in Deinem Herzen keimen konnte?“

„Eine wärmere Regung?“ erwiderte Meta. „Doch, Mutter, doch! Wohl fühle ich mein Herz sich freundlich erwärmen, wenn ich in Friedrichs gute, treue Augen sehe, wenn ich seine so herzlich erklingende Stimme höre. Bei Gott, ich könnte viel für ihn thun — ich könnte mich für sein Glück opfern, es ist ja der erste Freund, der mir in der Welt entgegentritt, außer Dir, meine Mutter, aber lieben, wie ich mir denke, daß man einen Mann lieben müßte, in dessen Leben mein Leben aufgehen möchte, das, meine Mutter, das ist ganz unmöglich. Ich denke mir,“ fuhr sie nachsinnend fort, „daß ein Mann, den wir lieben sollen, uns etwas Neues, Großes, außer und über uns Stehendes entgegenbringen müßte, etwas, das wir uns selbst nicht geben können, das eine Ergänzung, eine vervollständigung unseres eigenen Wesens bildet — aber, siehst Du, das habe ich bei Friedrich nicht gefunden; wohl hat er mir Neues gebracht, wohl lernte ich von ihm manches aus einer Welt, die ihm gewohnt und geläufig ist und die ich nicht gekannt habe, aber das alles ist doch nur äußerlich, es hat nur den Wert eines leichten, flüchtigen Schmuckes des Lebens; in allem aber, was für Herz und Geist und Seele den wahren Wert des Lebens macht, da, meine Mutter, stehe ich ihm gleich. Verzeihe, wenn das Wort anmaßend klingen sollte! Wohl freut es mich und regt mich an, meine Gedanken austauschen zu können, aber ich empfinde nichts für ihn, ich blicke nicht zu ihm auf, und zuweilen habe ich das Gefühl, als ob seine Gedanken sich in meinem Geist klarer gestalteten. Nein, meine Mutter, lieben könnte ich ihn niemals, aber ihn lieb haben, das kann ich, das thue ich, meine Mutter. Siehst Du,“ fuhr sie nachdenklich, die Augen niederschlagend, fort, „wenn ich je einen Bruder gehabt hätte, was ich mir als Kind oft wünschte, wenn meine kleinen Gespielinnen von ihren Brüdern sprachen, meinen Bruder würde ich so lieb gehabt haben wie den Baron Friedrich von Blomstedt.“

Frau Hansen erblickte und preßte die Hand auf ihr Herz. Eine düstere Glut strahlte aus ihren Augen. Sie neigte das Haupt auf die Brust und einige Augenblicke saßen beide sich schweigend gegenüber.

„Bist Du nun zufrieden?“ fragte Meta, indem sie den Arm um den Hals ihrer Mutter schlang, „ist Deine Sorge verschwunden?“

„Ich bin zufrieden,“ erwiderte Frau Hansen mit sonderbar rauhem Tone.

Sie küßte Metas Stirn und trat, schnell aufstehend, an das andere Fenster des Zimmers, aus welchem man nach dem Wege hinüberblicken konnte.

Es schien, als wolle sie die zuckende Erregung ihres Gesichtes vor ihrer Tochter verbergen.

„Hörst Du?“ rief Meta, „hörst Du die Hufschläge? Friedrich kommt; ich freue mich, ihn zu sehen und mit ihm zu plaudern, aber fast wird es mir Mühe machen, ernst zu bleiben, wenn ich ihn ansehe und an unser Gespräch denke. Fühle nur, wie ruhig mein Herz schlägt, und ich habe ja doch in den Büchern gelesen, daß die Liebe das Herz heftig klopfen läßt!“

Sie hielt lachend die Hand ihrer Mutter an ihre linke Brust, aber Frau Hansen zog dieselbe heftig zurück und rief, indem sie auf den von der Landstraße nach dem Hause führenden Feldweg deutete:

„Nein, mein Kind, nein, das ist nicht Friedrich!“

„In der That,“ sagte Meta erstaunt, „ich kenne den Herrn nicht, der dort über das Feld geritten kommt; er mag wohl den Richtweg einschlagen, um schneller nach dem Dorfe zu gelangen.“

„Er hält an,“ rief Frau Hansen, deren Herz fast hörbar schlug, „er betrachtet das Haus, er steigt ab, er bindet sein Pferd an den Zweig des Eichbaums, kein Zweifel, er will zu uns, es ist Friedrichs Vater, es ist der Baron von Blomstedt!“ rief sie erlebend mit bebender Stimme.

„Du kennst ihn?“ fragte Meta, welche neugierig nach

dem Baron hinüberblickte, der jetzt durch die Heckenpforte in den Garten trat.

„Ich habe ihn zufällig einmal gesehen, als er auf der Landstraße an mir vorüberfuhr,“ erwiderte Frau Hansen atemlos, indem sie dem Nahenden entgegenstarrte. „Geh auf Dein Zimmer, Kind!“ befahl sie hastig.

Meta gehorchte zögernd, indem sie noch einmal zum Fenster hinausblickte.

Sie schien neugierig, den Baron zu sehen, der fast schon die Hausthür erreicht hatte, aber gewohnt, sich in allem dem Willen ihrer Mutter unbedingt zu unterwerfen, ging sie im nächsten Augenblick schweigend hinaus und hatte kaum die Thüre ihres Zimmers hinter sich geschlossen, als der Baron bereits in das Haus trat.

Die alte Barbara, welche diesen neuen Besuch, der die Einsamkeit des stillen Hauses störte, verwundert und misstrauisch ansah, fragte ihn nach seinem Namen.

„Ich wünsche Frau Hansen zu sprechen,“ erwiderte der Baron stolz und befahl, „führen Sie mich zu ihr!“

Die alte Dienerin öffnete die Thüre des Zimmers und blickte ihre Herrin fragend an.

Diese hatte das Schleiertuch, welches ihren Kopf umhüllte, fast ganz über das Gesicht zusammengezogen, so daß es unmöglich war, ihre Züge zu erkennen.

Sie winkte mit der Hand.

Barbara ließ den Besuch eintreten.

Der Baron verschloß sorgfältig die Thüre hinter sich, verneigte sich artig, aber doch mit hochmütiger, kalter Zurückhaltung und sagte mit dem ihm eigenen kurzen und bestimmten Ton:

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Hansen, wenn ich Sie durch meinen Besuch störe, doch habe ich notwendig mit Ihnen zu sprechen. Ich bin der Baron von Blomstedt und sehe voraus, daß Ihnen mein Name nicht unbekannt ist.“

Frau Hansen blickte unter ihrem Schleiertuch hervor den Baron einige Augenblicke scharf und prüfend an, dann sagte sie mit einer Stimme, die noch kälter, noch schneidender klang, als sie sonst mit Fremden zu sprechen pflegte:

„Der Name des Schlossherrn von Hagenberg, mein Herr, ist wohl jedem in der Gegend hier bekannt; was mich betrifft, so lebe ich hier in der Einsamkeit und kann daher nicht sagen, daß mir ein Besuch erfreulich und erwünscht ist. Ich bin bereit, zu hören, was Sie zu mir führt.“

Sie deutete mit der Hand auf einen Sessel und setzte sich selbst mit dem Rücken gegen das Fenster.

„Doch leben Sie nicht ganz ausschließlich der Einsamkeit,“ sagte der Baron mit einem leichten Anflug von Ironie, „denn, wie ich weiß, ist mein Sohn Friedrich täglicher Gast in Ihrem Hause.“

„Ganz recht,“ erwiderte Frau Hansen, „der Baron Friedrich kommt seit einiger Zeit hieher, er ist der einzige, dem ich bisher mein Haus öffnete.“

„Nun, meine geehrte Frau,“ sagte der Baron fast ungeduldig, „die Besuche meines Sohnes sind der Grund, der mich zu Ihnen führt.“

Frau Hansen neigte den Kopf; es klang fast wie ein höhnisches Lachen unter ihrem Schleier hervor.

„Ich gehöre nicht zu den Vätern,“ fuhr der Baron fort, „welche ihre erwachsenen Söhne am Gängelbande zu führen versuchen und ängstlich deren Wege verfolgen.“

„Sie haben eine Tochter, und ich sehe voraus, daß dieser vorzugsweise die Besuche meines Sohnes gelten; ich würde dabei nichts zu erinnern finden, die Jugend ist die Zeit der Romantik, und ich würde wahrlich der letzte sein, der Ihrer Tochter und meinem Sohn aus einer romantischen Zerstreuung einen Vorwurf macht, aber mein Sohn soll sich vermählen; die Dame, welche mein Wunsch zu seiner Gemahlin bestimmt hat, ist auf dem Wege hieher, und Sie werden selbst begreifen, daß unter diesen Umständen eine solche Zerstreuung nach allen Richtungen hin unpassend ist und auch für Ihre Tochter nur peinlich sein kann.“

Frau Hansen regte sich nicht, nur ein leises Zittern flog durch ihre ganze Gestalt und mit höhnischem, stolzem Ton sagte sie:

„Es besteht zwischen meiner Tochter und Ihrem Sohn, mein Herr Baron, kein Verhältnis, welches nach irgend einer Richtung unpassend sein oder meiner Tochter jemals peinlich werden könnte, seien Sie gewiß, daß ich ein solches Verhältnis niemals dulden würde.“

Der Baron zuckte zusammen. Er schwieg einen Augenblick, als wolle er sich die Bedeutung der Worte, welche er vernommen, klar machen; dann sagte er streng und stolz:

„Verzeihen Sie, Madame, ich wollte nichts sagen oder voraussetzen, was einen Verdacht gegen Sie oder Ihre Tochter in sich schließen könnte, aber ich bin gewiß, daß Sie genug die Welt kennen, um genau zu wissen, daß etwas anderes als ein romantischer Traum hier niemals möglich ist, mit einem Worte: zwischen dem Erben von Hagenberg und Ihrer Tochter, so achtsamwert deren Charakter auch sein mag, ist niemals eine ernste Verbindung denkbar.“

„Sie irren, mein Herr,“ erwiderte Frau Hansen, „wenn zwischen Ihrem Sohn und meiner Tochter eine Liebe möglich wäre, die Sie einen romantischen Traum

zu nennen belieben, so würde ich Ihren Sohn, wie ich denselben bis jetzt kenne, für ehrenhaft genug halten, daß er diese Liebe nicht zum Verderben meines Kindes mißbrauche, und seien Sie gewiß, daß ich dann alles aufbieten würde, um ihn an seine Ehrenpflicht zu erinnern und zur Erfüllung derselben zu zwingen.“

Der Baron schwieg abermals einen Augenblick, er fühlte, daß sein Zweck dieser Frau gegenüber nicht so leicht zu erreichen sein werde, als er es sich gedacht, aber wie immer wich er vor der Schwierigkeit nicht zurück, sondern ging derselben fest entgegen.

„Wenn es sich hier um eine Ehrenpflicht handeln kann,“ sagte er, „so soll wahrlich nicht davon die Rede sein, dieselbe zu verlegen, ich bin vielmehr gekommen, um Sie in der vollkommensten Weise zu erfüllen; ich habe Ihnen gesagt, daß die Besuche meines Sohnes aufhören müssen, welchen Grund dieselben auch immer haben mögen, da Sie den Anlaß zu Gesprächen und Vermutungen bilden, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und wären sie ganz grundlos, dennoch nach allen Seiten unpassend sind. Ich sage es Ihnen aufrichtig, daß es mir am liebsten wäre, wenn Sie die Gegend verließen; bestimmen Sie selbst den Preis für die Erfüllung meines Wunsches, und Sie werden mit mir zufrieden sein und sich überzeugen, daß Sie so am besten für die Zukunft Ihrer Tochter sorgen.“

Mit schneidendem Hohn sagte Frau Hansen:

„Der Baron von Blomstedt, der für den ersten Kavaller des Landes gilt, glaubt also, daß eine Ehrenpflicht seines Sohnes mit Geld abgekauft werden könne, wenn sie bestände, er glaubt, daß gebrochene Herzen ihren Preis haben wie eine Marktware!“

„Ich spreche nicht von gebrochenen Herzen,“ erwiderte der Baron ein wenig befangen, indem er sich vergebens bemühte, mit seinen Blicken den Schleier zu durchdringen, welcher Frau Hansens Gesicht bedeckte; „gebrochene Herzen sind eine thörichte Einbildung der Jugend; wir — Sie, Madame, und ich — haben die Pflicht, für unsere Kinder zu sorgen außerhalb der Welt der Einbildungen; ich habe meinen Sohn vor Irrungen zu bewahren, die sein ganzes Leben zerstören würden, Sie Ihrer Tochter eine sorgenfreie Zukunft zu schaffen. Ich biete Ihnen also zwanzigtausend Thaler, welche sogleich von meinem Bankier in Kopenhagen an Sie gezahlt werden sollen, sobald Sie diese Gegend verlassen und dafür sorgen, daß mein Sohn Ihre Tochter niemals wieder sieht.“

„Der Schlossherr von Hagenberg,“ erwiderte Frau Hansen mit eisiger Kälte, „kann sich kaum großmütig nennen, wenn er für die Erfüllung eines Wunsches eine Summe bietet, die für ihn wenig bedeutet. Für mich, mein Herr, ist diese Summe größer, ich gestehe es, und hätte ich dieselbe Meinung von der Ehre wie Sie, so würde ich sie vielleicht annehmen, so aber bin ich in Ihren Augen vielleicht thöricht genug, Ihr Anerbieten zurückzuweisen, ja daselbe als eine Beleidigung zu betrachten.“

„So fordern Sie mich heraus, Madame,“ rief der Baron heftig und drohend; „bedenken Sie, was Sie thun, bedenken Sie —“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt,“ fiel Frau Hansen ein, „daß ich von der Ehre andere Ansichten habe als der Herr Baron von Blomstedt, und nach unserem Gespräch würde es meine und meiner Tochter Ehre verlegen, wenn wir den Verkehr mit Ihrem Sohne fortsetzten; seien Sie ruhig, mein Herr, mein Haus wird Ihrem Sohn fortan verschlossen sein, er wird meine Tochter nicht wiedersehen.“

Der Baron blickte erstaunt auf, er hatte diese Wendung nicht erwartet, eine Wolke des Mißtrauens flog über seine Stirn.

„Und wo ist die Bürgschaft dafür?“ fragte er schnell, fast unwillkürlich den in ihm aufsteigenden Gedanken ausprechend.

„Mein Herr,“ sagte Frau Hansen, indem sie aufstand, dabei aber den Schleier noch dichter vor ihr Gesicht zog, „Sie sind in meinem Hause; freilich bin ich eine wehrlose Frau, aber das Gesetz schützt das Hausrecht!“

„Verzeihen Sie, Madame!“ rief der Baron, indem er sich ebenfalls erhob. „Verzeihen Sie meiner eifrigen Sorge, ebensowohl Ihre Tochter als meinen Sohn vor einer falschen Stellung zu bewahren; mein Anerbieten sollte keine Kränkung sein, sondern ein Beweis meiner Dankbarkeit — Ihr Wort genügt mir.“

„Ich gebe es Ihnen, mein Wort,“ sagte Frau Hansen, „und damit scheint mir die Angelegenheit erledigt und der Zweck Ihres Besuches erfüllt.“

„Er ist es,“ erwiderte der Baron, der trotz seiner Sicherheit sich dieser Frau gegenüber immer verlegener fühlte; „es bleibt nur noch mein Dank übrig, den ich Ihnen von ganzem Herzen ausdrücke, und wenn Sie dennoch niemals eines Freundes bedürfen sollten — es gibt Wechselfälle des Lebens, die auch Sie und Ihre Tochter treffen können — so erinnern Sie sich meines Anerbietens, das ich stets aufrecht halten werde.“

Er streckte Frau Hansen seine Hand entgegen.

Sie trat einen Schritt zurück und sagte:

„Der Zweck Ihres Besuches ist erfüllt, mein Herr!“

Das Blut schoß in das Gesicht des Barons.

Er verneigte sich kurz, jedes weitere Wort wäre unwürdig gewesen, und zum erstenmal vielleicht in seinem

Leben hatte er das Gefühl, eine falsche und demütigende Rolle zu spielen.

Schnell durchschritt er den Hausflur, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon, während Meta ihm hinter der Gardine ihres Erkerfensters nachsah.

Frau Hansen schlug ihren Schleier zurück, als sie allein war, ihr Gesicht war bleich, ihre Lippen bebten, im unheimlichen Glanz flammten ihre Augen.

„Ich danke dir, mein Gott,“ sagte sie mit bebenden Lippen, „um Rache habe ich dich angefleht, du gibst mir die Rache; er hat bittend vor mir gestanden, sein Stolz hat sich vor mir beugen müssen, das ist der Anfang, in meiner Hand habe ich es, eine Scheidewand aufzurichten zwischen ihm und seinem Sohn, und ich werde sie aufrichten.“

Meta trat ein. Sie erschrak über die Erregung ihrer Mutter, aber sie wagte nicht zu fragen, sie eilte nur zu ihr hin und küßte, liebevoll zu ihr aufblickend, ihre Hand.

„Der Baron hat recht,“ sagte Frau Hansen, welche schnell ihre Erregung überwunden hatte und wieder kalt und ruhig war wie immer, „die Besuche seines Sohnes hier werden befristet, das schadet ihm und mir. Friedrich soll sich vermählen, wir dürfen ihn nicht mehr empfangen.“

Sie heftete forschend ihren Blick auf das Gesicht ihrer Tochter. Diese sah sie klar und ruhig an, nur eine tiefe Wehmut lag auf ihren Zügen.

„Das wird ihm wohl thun,“ sagte sie traurig, „es waren freundliche, gute Stunden und er fühlte sich wohl hier in dem stillen Frieden unserer Einsamkeit. Wie hart ist doch die Welt,“ sagte sie seufzend, „und wie gut ist es, daß wir fern von ihr leben! Friedrich war eine freundliche Blüte in unserem Dasein, der Gisthauch der Welt hat sie vernichtet, aber uns bleibt die große, herrliche Natur, deren Blüten wohl auch verwelken, aber mit jedem Frühling wieder neu sich erschließen. Laß uns hinausgehen, Mutter, und vom Waldebrand die Sonne untergehen sehen, sie kommt ja morgen wieder zu uns zurück mit ihren freundlichen Strahlen, denen die Welt dennoch ihren Glanz nicht rauben kann.“

„Gott segne Dich, meine Tochter!“ sagte Frau Hansen, indem sie Meta bewegter als sonst in ihre Arme schloß. Dann gingen beide durch die herbstlichen Felder nach dem Walde hin.

Meta war wohl stiller als sonst, aber um so heller und glücklicher leuchteten ihre Augen beim Anblick der goldig schimmernden Abendlandschaft.

Achtes Kapitel.

Der Baron von Blomstedt überwand auf dem Heimwege nach Hagenberg bald den peinlichen Eindruck, den die Unterredung mit Frau Hansen auf ihn gemacht hatte, die Hauptsache blieb für ihn, daß sein Zweck erreicht und das Hindernis, welches seinem Lieblingsplan einer baldigen Vermählung seines Sohnes mit der Tochter seines Freundes Stören entgegenstand, beseitigt war.

Zwar drückte es sein Selbstgefühl nieder, daß sein Stolz von jener unbekannten Frau, deren Gesichtszüge er unter dem verhüllenden Schleier nicht einmal hatte entdecken können, überboten war, — die Haltung dieser Frau zwang ihm Achtung ab und es widerstrebte ihm, ihr Dank schuldig zu sein.

Er nahm sich vor, einen Weg zu suchen, um diese Schuld der Dankbarkeit, die er wie eine Demütigung empfand, dennoch in irgend einer Weise abzutragen, und hoffte, daß Frau Hansen nach der Ueberwindung ihrer ersten Erregung den materiellen Beweis seiner Erkenntlichkeit für ihr bereitwilliges Eingehen auf seine Wünsche nicht zurückweisen werde. Hatte ihm doch eine langjährige Erfahrung die Ueberzeugung von der unüberwindlichen Macht des Geldes gegeben, durch die es ihm bis jetzt gelungen war, überall seinen Willen durchzusetzen; auch durchzuckte ihn einen Augenblick der Gedanke, daß diese geheimnisvolle Frau, welche ihm so sorgfältig ihre Gesichtszüge verbarg, vielleicht etwas anderes sein möchte, als sie schien, da er ja erfahren hatte, daß sie sich eines so kräftigen Schutzes in den höchsten Kreisen erfreue, und er erschrak vor der Möglichkeit, daß Frau Hansen vielleicht eine aus irgend welchen Rücksichten von der Welt zurückgezogene vornehme Dame sei und das Hindernis des Rangunterschiedes zwischen ihrer Tochter und seinem Sohne nicht bestehen möchte. Den nächsten Augenblick doch aber lächelte er selbst über diese Furcht — wenn dieselbe begründet wäre, so würde Frau Hansen, da er ihren Stolz herausgefordert hatte, gewiß eine Andeutung wenigstens in diesem Sinne gemacht haben, und es lag ja viel näher, daß die hohe Begünstigung, welche dieser Frau zu teil wurde, gerade in dem an irgend einer mächtigen Stelle gehegten Wunsche, sie mit ihrer Tochter in der Verborgenheit verschwinden zu lassen, ihren Grund habe.

Jedenfalls beschloß er, in vorsichtiger Weise Nachforschungen anzustellen; zunächst aber gab er sich ganz dem erfreulichen Eindruck wieder hin, seinen Zweck erreicht zu haben, und wünschte sich Glück, daß er seinem Sohn nichts von Frau Hansen und ihrer Tochter gesagt, wozu er sich im ersten Augenblick der Erregung fast hatte hinreißen lassen; er hatte durch diese Zurückhaltung jeden Konflikt mit seinem Sohne vermieden und durfte hoffen,

daß die augenblickliche Spannung der Verhältnisse sich in ruhiger und freundlicher Weise lösen werde, ohne zu Erklärungen und Szenen zu führen, die ihm so überaus verhasst waren.

Der Baron kam infolge dessen ungemein gut gestimmt nach Hagenberg zurück.

Bald nach ihm traf Friedrich ein und erstattete ihm Bericht über die Erfüllung seines Auftrages, sowie über alle seine wirtschaftlichen Beobachtungen, die er auf dem entlegenen Vorwerksgute gemacht hatte.

Der Baron war äußerst zufrieden; er lobte seinen Sohn und dankte ihm mit einer Herzlichkeit, die bei ihm sonst nur selten hervorbrach.

Friedrich wieder war ungemein erfreut, daß er Gelegenheit gefunden, dem Vater seinen Eifer und Gehorsam zu beweisen, gerade nachdem er dessen Willen hatte Widerstand entgegenzusetzen müssen.

Agnes ihrerseits war glücklich über den bevorstehenden Besuch ihres Verlobten, und so verging denn der Abend in dem kleinen Kreise auf Hagenberg so heiter wie seit lange nicht.

Der Theetisch war in dem großen Eßzimmer serviert, in der Nähe des Kamins, in welchem an den kalten Herbstabenden bereits die Holzschelte flammten.

Der Baron war unerschütterlich in immer neuen und anregenden Gesprächsstoffen, so daß auch Agnes die trübe Bangigkeit vergaß, deren sie in der Einsamkeit trotz aller Willensanstrengung niemals ganz Herr werden konnte.

Noch spät am Abend brachte eine Stafette von der Station die Nachricht, daß die Gräfin mit ihren Kindern am nächsten Morgen ankommen werde.

Agnes jauchzte freudig auf. Der Baron beauftragte seinen Sohn, die Gäste von der Station abzuholen.

Agnes bat sich die gern bewilligte Erlaubnis aus, mit hinauszufahren, und wenn auch Friedrich durch die Nachricht von der Ankunft der Gräfin nicht eben freudig gestimmt wurde, so war es doch unmöglich, den so natürlichen und selbstverständlichen Auftrag seines Vaters abzuwehren, und er gab sich redlich Mühe, aufrichtigen Anteil an der Freude seiner Schwester zu beweisen.

Spät erst trennte man sich. Es war seit lange der erste Tag, an welchem Friedrich nicht in dem einsamen Landhause der Frau Hansen gewesen war.

Wohl empfand er dies wie eine Lücke in seinem Leben, aber das Bedauern über den Ausfall der gewohnten freundlichen Stunde war mehr wehmützig als schmerzhaft und leidenschaftlos, wie seine wunderbaren und ihm selbst nicht verständlichen Gefühle für Meta überhaupt. Nur eins machte ihm Sorge: die beiden Frauen waren seine Besuche gewohnt, er hatte beim Abschied gestern seinen Besuch für heute wieder zugesagt, und nun war er nicht gekommen, und wahrscheinlich würde sich auch morgen kaum die Möglichkeit eines Besuchs finden. Das mußte als eine Rücksichtslosigkeit erscheinen, die Meta kränken konnte, und dieser Gedanke erregte ihn peinlicher als die vorübergehende Entbehrung des Verkehrs mit der Freundin. Es war schwer, eine Botschaft dorthin gelangen zu lassen, da er niemand von der Dienerschaft des Schlosses in seine Geheimnisse einweihen mochte.

Er dachte lange nach und schrieb endlich einen kurzen artigen Brief an Frau Hansen, in welchem er ihr mitteilte, daß er durch Geschäfte und Besuche verhindert sei, zu den Damen zu kommen, daß er aber hoffe, bald sein Ausbleiben persönlich entschuldigen zu können.

Er adressierte den Brief, indem er ein wenig seine Handschrift verstellte, und beschloß, denselben am nächsten Morgen in den großen Briefkasten zu werfen, der zur Aufnahme aller Briefe der Bewohner des Schlosses bestimmt und von dem Landbriesträger täglich geöffnet wurde.

Auf diese Weise mußte die sein Ausbleiben entschuldigende Botschaft von niemand bemerkt in Frau Hansens Hände gelangen, und ganz beruhigt, sowie zugleich ganz glücklich darüber, daß sein Vater seinen Widerspruch gegen die Verbindung mit Mathilde Stören so wenig schwer genommen hatte, fand auch er endlich den Schlaf, dessen seine Natur nach dem ermüdenden Ritt, den er gemacht, bedürftig war.

Früh schon an dem prachtvollen Herbstmorgen des nächsten Tages war alles im Schlosse Hagenberg in Bewegung. Der Baron selbst überzeugte sich, daß die Zimmer der Gräfin Stören in Bereitschaft seien, und traf dann auch einige Anordnungen, um deren Eleganz und Behaglichkeit zu erhöhen, denn eine sorgsame und aufmerksame Gastfreundschaft gehörte für ihn zu den ersten Pflichten eines großen Herrn, die er auch bei weniger befreundeten Gästen mit unermüdlichem Eifer erfüllte.

Friedrich fuhr mit Agnes, welche vor Ungeduld zitterte, in einem leichten Halbwagen nach der Station. Eine Kalesche mit vier Pferden und dem Jäger des Barons folgte.

Man fuhr auf der Landstraße an dem Hause der Frau Hansen vorüber. Die Fenster waren geschlossen, das ganze Haus schien fast unbewohnt.

Auf dem Wege nach dem Dorfe hin glaubte Friedrich die Gestalt der alten Barbara zu erkennen, welche an jedem Morgen die kleinen Einkäufe für die beiden Frauen

besorgte, aber die Entfernung von der Straße war zu groß, als daß er jemand an den Fenstern hätte erkennen können.

Er begann ein gleichgültiges Gespräch, denn er fürchtete, daß Agnes mit ihm über das Haus und seine Bewohner reden würde, und er wäre dadurch, da er auch vor seiner Schwester das Geheimnis seiner Beziehungen zu Meta streng bewahrte, in peinliche Verlegenheit geraten. Aber Agnes warf einen scheuen Blick nach dem einsamen Hause hinüber und lehnte sich dann, leise seufzend und das Haupt auf die Brust senkend, in den Wagen zurück, ohne auf Friedrichs Bemerkungen zu antworten.

Bald aber verschwand der düstere Eindruck, den der Anblick des Hauses auf sie gemacht hatte, vor der freudigen Erwartung des Wiedersehens.

Fröhlich plaudernd legten sie die lange Strecke des Weges zurück.

Die beiden Verlobten hatten nur freundliche Blicke und Worte für einander. Die Gräfin begrüßte Friedrich mit aller Herzlichkeit einer alten Freundin. Mathilde errödete flüchtig, als sie ihm die Hand reichte, aber sie fand sogleich ein heiteres Scherzwort und half ihm damit über die Befangenheit hinweg, der er sich in der Erinnerung an das Gespräch mit seinem Vater nicht erwehren konnte.

„Es wäre grausam, das Brautpaar zu trennen,“ sagte die Gräfin, an die Wagen herantretend, „ich muß daselbst wohl unter meinen Schutz nehmen.“

Sie stieg in die Kalesche und winkte Agnes und Axel, ihr zu folgen, welche ganz glücklich über dies Arrangement waren.

„Sie sind also verurteilt, mir Gesellschaft zu leisten,“ sagte Mathilde neckisch, indem sie sich auf Friedrichs Hand stützte, um in den offenen Halbwagen zu steigen.

Wäre der junge Mann völlig unbefangen gewesen, so hätte er wohl eine artige und galante Erwiderung gefunden, da er aber in Gegenwart der so schönen und dabei so sicheren und selbstbewußten jungen Dame mehr als je vorher unter dem Eindruck der zwischen ihm und seinem Vater stattgehabten Erörterungen stand, so errödete er flüchtig und stammelte einige unverständliche Worte.

Mathilde jedoch schien mit diesen mehr zufrieden zu sein als mit einer noch so wohlgeleiteten Artigkeit. Ein weiches, glückliches Lächeln spielte einen Augenblick um ihre eben noch spöttisch gekräuselten Lippen, und als ob sie einer Stütze bedürfte, schmiegte sich ihre zarten Finger fester um Friedrichs Hand.

Die Kalesche war bereits vorgefahren.

Schnell folgte der kleine Wagen mit den feurigen Pferden. Die Fahrt durch die sonnige Herbstlandschaft in der frischen, reinen Luft schien Mathilde außerordentliche Freude zu machen; sie wurde nicht müde, bald hier bald dort auf irgend eine besondere Schönheit aufmerksam zu machen, und wußte daran so viele eigenartige, anregende und pikante Gedanken zu knüpfen, auch gelegentliche kleine amüsante Anekdoten aus dem Gesellschaftsleben in Kopenhagen einzuflechten, daß Friedrich immer mehr durch den Reiz ihrer Unterhaltung angeregt und mit fortgerissen wurde, so daß sie beide nach kurzer Zeit fröhlich plaudernd und zuweilen laut und herzlich lachend auf der Straße dahinfuhren.

Mathilde war, wie sie so, in ihren Sammetmantel gehüllt, sich anmutig in die Kissen des Wagens zurücklehnte, während die Federn ihres Sammethutes über ihr frisches, von Leben und Gesundheit strahlendes und doch so zartes Gesicht herabnickten, von ganz außerordentlicher und geradezu entzückender Schönheit. Wenn Friedrich sie so von der Seite betrachtete, mußte er seinem Vater recht geben, daß wohl kaum irgendwo eine Dame zu finden sein möchte, welche glänzender und anmutiger die Stellung auszufüllen im Stande sein würde, die seine Gemahlin dereinst in der Gesellschaft einzunehmen berechtigt war; ja, er fühlte zuweilen den Gedanken in sich aufsteigen, stolz und von Allen beneidet an der Seite einer solchen Frau in die große Welt einzutreten. Er konnte seinem Vater wahrlich nicht zürnen, daß er eine solche Gemahlin für ihn auswählte, und fast überschlich es ihn wie eine leise Regung dieses Wunsches, daß er im Stande sein möchte, auf die Pläne seines Vaters einzugehen — aber das war ja nicht möglich, er liebte ja Mathilde nicht, er konnte sie nicht lieben. Gerade ihr so sicheres, selbstbewußtes, häufig hochfahrendes, höhnisches Wesen stieß ihn ab und ließ es ihm ganz unmöglich erscheinen, daß sie jemals eine Liebe, wie seine Seele sie suchte, verstehen oder erwidern könne; unwillkürlich tauchte vor ihm neben der so reizend bestückenden Gestalt an seiner Seite Metas so ganz verschiedenes Bild auf — schon der Gedanke an sie brachte ihm ruhige Klarheit und wohlthätigen Frieden, während Mathilde ihn unruhig und unsicher machte, und durch ihre selbstgewisse Ueberlegenheit sogar, ohne daß er sich das klar gestand, ein wenig seine Eitelkeit verletzte.

Wenn in solchen Gedanken Mathildens Blicke den seimigen begegneten, so schlug er sich und befangen, als ob er fürchtete, daß sie in seinen Gedanken lesen könne, die Augen nieder.

Mathilde bemerkte das wohl, aber sie hatte dafür kein spöttisches Lächeln, im Gegenteil wurde ihre Unterhaltung noch herzlicher und inniger, und es schien sogar, als ob

Friedrichs Befangenheit sich einen Augenblick auf sie übertrug, so daß sie einiger Zeit bedurfte, um ihre heitere, zuversichtliche Sicherheit wieder zu finden.

Sie waren in die Nähe der Hagenbergschen Forste gekommen und fuhren an dem einsamen Hause der Frau Hansen vorbei.

„Sehen Sie da,“ sagte Mathilde, indem sie mit der Spitze ihres Fingers nach dem einsamen Hause hindeutete, „erinnern Sie sich noch des Unwetters, das uns zwang, in jenem Hause bei der sonderbaren Frau, die man in der Gegend für eine Hexe hält, Zuflucht zu suchen? Es war eine große Thorheit, daß wir, Agnes und ich, uns damals verleiten ließen, die Sibylle herauszufordern; man sollte das niemals thun — ich bin wahrlich nicht abergläubisch, aber doch habe ich jene Frau, die in der That etwas von einer Hexe an sich hat, nicht ganz vergessen können; was sie mir sagte, war schauerlich, ich mag davon nicht sprechen,“ sagte sie, leise erbebend; „denken Sie sich,“ fügte sie, Friedrich groß ansehend, hinzu, „daß nach ihrer Verkündigung ein entsetzliches Verhängnis uns und unsere Familienstämme schwer verfeinden sollte.“

Es schien eine Frage in ihren Blicken zu liegen.

Friedrich befand sich in der höchsten Verlegenheit, er hatte, nach dem Hause hinüberblickend, zwei Gestalten in dem fast schon blätterlosen Garten erblickt, welche an die Hecke herantraten, als ob sie die vorüberfahrenden Wagen verfolgten. Es mußte Frau Hansen und Meta sein, und um sich klar darüber Rechenschaft zu geben, fühlte er sich peinlich erregt bei dem Gedanken, daß Meta ihn hier an Mathildens Seite erkennen möchte.

Seine Verlegenheit war auf seinem Gesicht deutlich erkennbar; er wechselte die Farbe, und seinen unsicheren Blick niederschlagend, erwiderte er mit leicht zitternder Stimme, fast ohne zu wissen, was er sagte:

„Uns verfeinden — wie sollte das geschehen? Das ist ja unmöglich — das wäre ja ein großes Unglück.“

Wieder schien Mathilde über seine Bewegung erfreut, mit einem freundlichen, fast treuerzigen Lächeln reichte sie ihm, wie einem unwillkürlichen Antriebe folgend, die Hand und sagte:

„Nicht wahr, das ist ja unmöglich — es ist ein Unrecht, solche Prophezeiungen herauszufordern, eine Thorheit, an dieselben nur zu denken!“

Sie hatten den Wald erreicht. Schon lag das einsame Haus weit hinter ihnen.

Mathilde saß eine Zeit lang schweigend, wie in träumendem Sinnen verfunken, da, bis sie endlich wieder in dem vorigen, leichten, scherzhaften und doch zuweilen innig vertraulichen Ton das Gespräch aufnahm.

Der Baron empfing seine Gäste auf der Rampe der Auffahrt zum Schloß. Er stand noch mit der Gräfin unter dem Portal, als der leichte Wagen mit Friedrich und Mathilde heranzufuhr.

Ein Lächeln der Zufriedenheit spielte um seine Lippen,

als er die beiden in heiterem Gespräch herantraben sah. — Er hob selbst Mathilde aus dem Wagen und führte dann die Gräfin, während Friedrich und Mathilde folgten, nach ihrem Zimmer.

Die Damen machten schnell ihre Toilette und die Gesellschaft blieb den ganzen übrigen Tag zusammen.

Agnes und Axel lebten nur für einander und so war Friedrich auf Mathilde angewiesen. Der vertrauliche, fast herzliche Ton, welcher sich auf der Fahrt zwischen ihnen hergestellt hatte, klang während des ganzen Tages in ihrer

zum Diner einige Gäste aus der Umgegend angekündigt, und über den ganzen nächsten Tag so disponirt, daß Friedrich seufzend einsah, er werde keine Stunde zu einem Besuch bei Meta übrig behalten, zu welcher ihn, trotz des eigenartigen Reizes, mit dem ihn Mathildens Unterhaltung immer von neuem umstrickte, dennoch ein sehnfüchtiges Verlangen hinzog.

Neuntes Kapitel.

Die nächsten Tage vergingen in gleicher Weise auf

dem Schloße zu Hagenberg. Vom Morgen an hatte der Baron, welcher diesmal uner schöplicher noch als sonst in Aufmerksamkeiten für seine Gäste war, den Tag eingeteilt. Das Wetter hielt sich prächtig und man ritt und fuhr nach den verschiedenen Vorwerken oder nach dem Strand, der gerade im Spätherbst besonders schön war, und zum Diner waren stets einige Einladungen an benachbarte Familien ergangen, die jetzt zur Jagdzeit alle auf ihren Gütern anwesend waren, so daß es für Friedrich zur völligen Unmöglichkeit wurde, auch nur einen Augenblick abzukommen, da er die kurzen Fristen, in denen er sich von der Gesellschaft zurückziehen konnte, zur Erholung und zum Wechseln seiner Toilette bedurfte.

Obwohl er Frau Hansen von der Unterbrechung seiner Besuche unterrichtet hatte, so war es ihm doch schmerzlich, daß diese Unterbrechung so lange dauerte.

Ohne leidenschaftliche Unruhe empfand er das Bedürfnis nach dem wohlthätigen, freundlichen Einfluß, den Meta auf ihn ausübte, und vor allem war es ihm ein trauriges Gefühl, daß die beiden einsamen Frauen sein Ausbleiben als eine Vernachlässigung aufnehmen möchten, außerdem fühlte er sich in einem Widerstreit der Gefühle befangen, der ihm peinlich war.

Mathilde hatte in dem fortgesetzten Verkehr mit ihm immer mehr ihr spöttisches und herausforderndes Wesen abgelegt; in ihrer Unterhaltung, die sich in fortgesetztem Zusammenleben mit Friedrich in den verschiedensten Gebieten bewegte, zeigte sie einen so scharfen und klaren Geist, eine so reiche und vielseitige Bildung und dabei häufig zugleich ein so tiefes und warmes Gefühl, daß Friedrich sie, oft ganz betroffen, verwundert ansah, wenn er sie so ganz verschieden von ihrer früheren Erscheinung fand; auch zeigte sie in

ihrem Verkehr eine gewisse Herzlichkeit und das sichtbare Bestreben, auf seine Ideen einzugehen und sich mit Gegenständen zu beschäftigen, denen er gerade sein besonderes Interesse entgegenbrachte. Dadurch wurde auch er wärmer und vertraulicher, er sprach lebhafter und sein sonst verschlossenes Wesen wurde freier und unbefangener. Dann lauschte Mathilde wohl aufmerksam seinen Worten, sie hatte kein spöttisches Wort für seine oft mit den allgemein hergebrachten Meinungen der Welt im Widerspruch stehenden Anschauungen und nicht nur ein leichtes Kopfnicken, sondern ein freundlicher, inniger Blick zeigte ihm, daß sie



Hölzerner Glockenturm der calvinischen Kirche im Dorfe Land (Oberungarn). Zeichnung von J. J. Kirchner. (S. 285.)

Unterhaltung weiter fort. Der Baron beobachtete, während er sich mit der Gräfin über den Hof und ihre gemeinsamen Bekannten in der Gesellschaft unterhielt, beide unausgesetzt; er schien ungemein zufrieden und flüsterte zuweilen der Gräfin eine Bemerkung zu, welche diese mit leichtem Kopfnicken erwiderte.

Der Tag verging heiter.

Der Baron drückte am Abend herzlicher als sonst seinem Sohne die Hand, zuvor aber hatte er bereits für den nächsten Vormittag einen kleinen Ausflug zu einem schönen Aussichtspunkt nach dem Meer hin festgesetzt,

mit seinen Neußerungen, mit denen er sich erst nur schüchtern hervorgetraut hatte, einverstanden sei. Wenn zuweilen ihre übermüthige Laune durchbrach, so machte sich dieselbe nur in harmlosen Redereien geltend, wie sie eigentlich nur zwischen guten Freunden vorkommen, und ohne daß er sich klar darüber Rechenschaft gab, fühlte er sich durch die vertrauliche Herzlichkeit solcher Redereien sehr angenehm berührt, so daß er trotz seiner ernst angelegten Natur herzlich auf dieselben einging.

Der Verkehr mit Mathilde übte immer mehr einen eigenthümlichen, warmen Reiz auf ihn aus, und hätte er ganz unparteiisch in sein Inneres hineinschauen können, so würde er vielleicht entdeckt haben, daß er auf dem besten Wege sei, sich in das so schöne und anmutige, so geistvolle und so warm empfindende junge Mädchen zu verlieben. Wenigstens hatte er Mathildens Abwesenheit schon als eine schmerzliche Lücke empfunden und häufig geschah es, daß er Mathildens Erscheinen am Frühstückstisch ungeduldig erwartete, da er schon viele Dinge auf dem Herzen hatte, die er ihr sagen und über die er ihre Meinung hören wollte.

Wenn er so in freundschaftlichem Familienkreise an Mathildens Seite saß und die Blicke seines Vaters ihn immer freundlicher streiften, dann stieg wohl zuweilen der Gedanke in ihm auf, wie schön es doch sein möchte, wenn er im Stande wäre, seines Vaters Wunsch zu erfüllen; wenn er mit Mathilde in lebhafter Unterhaltung den Park durch-

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Der Schauspieler K. aus der Residenz ist ein großer Realist auf der Bühne und als solcher ein Feind aller cachirten Schwaren und leeren Papierbecher. Alljährlich gastirt er in einer Provinzhadt an einem kleinen Theater, dessen Direktor sich durchaus nicht bequemen will, wirkliche Schwaren auf die Bühne zu geben. In dem Stück, in welchem K. spielt, muß er bei Tisch sitzen und essen, das Brathuhn ist aber Papp mit den Worten: „Das ist aber jäh.“ reißt K. dasselbe, zum Aerger des Direktors, in kleine Stücke.



Nächstes Jahr gastirt K. in demselben Stück, der schlaue Direktor ließ aber für diesmal ein Huhn aus Holz machen. K. sieht sich zu Tische, sieht sein Huhn an, greift lächelnd in die Tasche, nimmt eine kleine Säge heraus, und indem er das Holzhuhn zerlegt, sagt er ruhig: „Diesmal ist das Huhn hart.“ Nächstes Jahr hatte er wirkliche Schwaren.



Beamter: Nicht möglich, Herr Krempelhuber; — ich habe wohl nicht recht gehört. Wo, meinen Sie, daß Ihr Sohn eine würdige und gottgefällige Erziehung erhalten soll?
Entlassener Zuchthändler: Bei mir, Herr, bei mir! — Ich will, daß er alle Zeit ein gutes Beispiel vor Augen hat.



Exercirender Gefreiter: Du, Weismüller, jehst doht Du aber auf — sonst meld' ich Dir bei'n Unteroffizier und da woll'n wir 'mal sch'n, ob der's nicht bei'n Feldwebel durchsieht, daß Dir der Hauptmann vom Major bei'n Oberst vor's Kriegsgericht sechs Wochen strengen Arrest aufselgen läßt.



A.: Bewundere nur einmal den Hintergrund meines Gemäldes; wie der zurückgeht! Er sieht förmlich vor der Figur!
B.: Dazu hat er auch alle Ursache!



Der kleine Karl: Sieh, Papa, wie Ottilie und Herr Herz zusammenküstern. Sie rücken immer mehr aneinander. Was haben denn Die?
Vater: Oh! Sie setzen sich auseinander.

strich und sie auf einer schmalen Brücke oder an einer steilen Steigung des Weges ihre Hand auf seinen Arm stützte, dann fühlte er wohl sein Blut wärmer durch seine Adern wallen und sein Herz schneller schlagen, aber gerade weil er seinem Vater sein Inneres mitgeteilt, war er mißtrauisch und wachsam gegen solche Gefühle, und mit der eigensinnigen Zähigkeit, welche verschlossenen und nach innen gewendeten Naturen wie die seinige oft eigenthümlich ist, hielt er daran fest, daß ihn Mathilde niemals verstehen und auch niemals lieben könne, und wenn er allein war, so trat ihm immer wieder Mathildens Bild, wie er sie früher gesehen hatte, vor die Seele, auch beunruhigte und

bewegte ihn dieses wunderbare Schwanke seiner einander widersprechenden Gefühle, und alle Unruhe und Unklarheit empfand seine der Stille und Sammlung bedürftige Natur fast wie eine schmerzliche Kränkung.

In solchen Augenblicken konnte es daher nicht fehlen, daß er fast sehnsüchtig an Meta dachte, bei der er ja gerade stets die wohlthätige, klare Ruhe gefunden hatte, die ihm im Verkehr mit Mathilden verloren ging, und dann wallte fast zorniger Unwille gegen Mathilde in ihm auf, welche ihn von Meta und deren freundlichem, beruhigendem Einfluß trennte; hätte er in dieser Zeit mit Meta frei und ungehindert verkehren können, so hätte er

vielleicht das Vertrauen und auch den Ausdruck gefunden, um mit ihr von der wunderbaren Bewegung seines Innern zu sprechen, und vielleicht hätte Meta, welche die eigenartige Macht besaß, alles, was in ihm unerklärlich und ungeordnet durcheinandergewogte, zu lichter Klarheit und Ordnung zu fügen, auch diesmal seine eigenen Gefühle ihm zum Verständnis gebracht, vielleicht hätte sie ihn mit Mathilden zusammengeführt, indem sie ihn gelehrt hätte, die Unruhe einer leimenden Liebe von einer wohlthätigen, leidenschaftlosen Freundschaft zu trennen; aber gerade daß er Meta nicht sehen konnte, verstärkte seine Sehnsucht nach ihr und regte ihn immer wieder zu Erbitterung

und Mißtrauen gegen Mathilde an, so daß er sich, wenn er am Abend und am frühen Morgen allein war, immer wieder mit eigensinniger, trotziger Willenskraft von dem Reiz zu befreien suchte, dessen Zauber ihn in Mathildens Gegenwart bestrickte.

So kam der Tag des ersten großen Treibjagds heran, zu welchem der Baron eine große Anzahl von Gästen von den umliegenden Gütern und auch sogar von Kopenhagen her eingeladen hatte. Friedrich beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen, um endlich im Hause der Frau Hansen einen Besuch zu machen, dessen lange Verzögerung die Damen, besonders Meta, tranken und befreunden mußte.

Nach dem Jagdplan sollten die Treiben sich nach dem Waldesaum in die Nähe des einsamen Hauses hinziehen und darauf dann auf einer schön gelegenen, von hohen Buchen bestandenen Anhöhe, zu welcher ein fahrbarer Weg hinführte, das Jagdfrühstück stattfinden, bei dem die Damen die Honneurs zu machen pflegten.

Er konnte also leicht unbemerkt auf eine halbe Stunde wenigstens zu Meta hinüberreilen.

Schon der Abend vor der Jagd brachte große Unruhe — ein Teil der Gäste, welche aus größerer Ferne kamen, übernachtete auf dem Schlosse, in dessen Fremdenflügel alle Zimmer bereit standen, und der Baron mußte das außerordentlich heitere Souper fast durch einen Nachspruch beschließen, um seinen Gästen die nötige Ruhe vor dem frühen Aufbruch am nächsten Tage zu gewähren.

Die Damen waren noch nicht erschienen, als am nächsten Morgen die ganze Jagdgesellschaft, von lustigen Hörnerklängen begrüßt, sich im Schloßhof versammelte, um zu Wagen und zu Pferde nach dem Jagdterrain aufzubrechen, doch erspähte Axel hinter einem halb geschlossenen Fenstervorhang seine Agnes, und über deren Schulter blickte auch Mathilde herab, Friedrich, den Axel auf die beiden Mädchen aufmerksam machte, einen freundlichen Gruß zuwinkend.

Man langte auf dem Revier an.

Friedrich, der seiner ganzen Natur nach überhaupt keine lebhaftere Jagdpassion hatte und als Sohn des Hauses die besten Plätze den Jägern zu überlassen verpflichtet war, zog sich unauffällig immer mehr zurück, und als man an die dem einsamen Landhause gegenüberliegenden Treiben der Waldgrenze gelangt war, benutzte er einen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der in seiner Nachbarschaft postierten Schützen ganz und gar auf das zahlreich aufgetriebene Wild gerichtet war, um sich zunächst hinter dichtes Laubwerk zurückzuziehen und dann mit eiligen Schritten den schmalen Fußpfad nach dem Hause der Frau Hansen hinüberzulaufen, dessen Garten schon aller Blätter entkleidet war.

Er glaubte hinter dem Fenster des Wohnzimmers, an welchem Meta zu sitzen pflegte, eine Bewegung wahrzunehmen — man mußte ja seine Annäherung bemerkt haben — vielleicht kam Meta ihm entgegen, ihn nach so langer Abwesenheit zu begrüßen, und in diesem Augenblick schlug sein Herz in der That höher bei dem Gedanken, die Freundin wiederzusehen und in dem milden Licht ihrer Blicke die sanfte Stimme zu hören, welche stets so wohlthätigen Frieden in seine Seele hineinklingen ließ.

Atemlos vom schnellen Lauf erreichte er das Haus.

Die alte Barbara begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und öffnete ihm die Thür zum Wohnzimmer.

Hoch erglühend trat er über die Schwelle. Das durch die starke Bewegung erregte Blut wallte durch seine Adern und in diesem Augenblick hatte seine Freude des Wiedersehens allerdings viel Ähnlichkeit mit der leidenschaftlichen Erregung eines Liebenden, der in heißer Sehnsucht der Person der Geliebten entgegensteht.

Betroffen blieb er neben der Thür stehen.

Frau Hansen war allein im Zimmer und erhob sich bei seinem Erscheinen, um ihn mit kalter und fremder Begrüßung entgegenzutreten.

Einige Augenblicke schweiften seine Blicke suchend und fragend im Zimmer umher, dann sprach er, immer noch atemlos die Worte hervorstoßend:

„Endlich ist es mir möglich, persönlich mein langes Ausbleiben zu entschuldigen und auf einen kurzen Augenblick wenigstens die Damen zu begrüßen; die Pflicht gegen die Gäste unseres Hauses hielt mich zurück, und —“

„Ich habe Sie nicht erwartet, Herr von Blomstedt,“ fiel Frau Hansen ein, „ich habe es für eine freundliche Rücksicht gehalten, daß Sie in Ihrem Bilet, das ich erhielt, einen artigen Vorwand für Ihr Ausbleiben suchten, um uns die Verletzung durch den wahren Grund desselben zu ersparen, und ich muß es gestehen, ich würde besser von Ihnen gedacht haben, wenn Sie uns auch diese persönliche Begegnung erspart hätten.“

„Einen Vorwand!“ rief Friedrich, starr vor Erstaunen, „eine Verletzung — der wahre Grund — um Gottes willen, was bedeutet das — ich verstehe Sie nicht!“

Er legte sein Jagdgewehr, das er in seiner Hand hielt, auf einen Sessel und trat mit ängstlich fragenden Blicken näher zu Frau Hansen heran.

„Run,“ sagte diese mit kaltem, schneidendem Hohn, „Ihr Herr Vater war nicht so rücksichtsvoll als Sie; er ist hierher gekommen, um mir mit sehr klaren Worten zu sagen, daß er Ihre Besuche in meinem Hause für un-

passend halte und nicht wünsche, weil denselben hier in der Gegend eine falsche Deutung gegeben werde, die um so mehr vermieden werden müsse, da sich auf dem Schlosse zu Hagenberg die Dame befinde, welche nach seinem Willen bestimmt sei, Ihre Gemahlin zu werden.“

Bleich und starr stand Friedrich vor ihr.

„Mein Vater,“ sagte er tonlos, „er war hier — er hat Ihnen das gesagt?“

„Und ich habe ihm recht gegeben,“ fuhr Frau Hansen fort; „wenn die Welt Ihre Besuche hier falsch deutet, so bin ich es mir und meiner Tochter schuldig, dieselben aufhören zu lassen, und selbst wenn solche Urteile noch nicht verbreitet wären, so ziemt es sich nicht, daß Sie unter einem gewissen Schein der Heimlichkeit mein Haus besuchen, während Ihre künftige Gemahlin in Hagenberg weilt. Ihr Vater hat also recht, vollkommen recht — ich habe ihm versprochen, Sie nicht mehr zu empfangen.“

Friedrich stand immer noch wie gebrochen da.

„Mein Vater,“ sprach er vor sich hin, „er hat meine Wege auspähen lassen — unter dem Schein, die Freiheit mir zu lassen, will er mich wie ein Wild in die Netze treiben, in die Netze einer Kaskette, in der mein Herz immer mehr verkümmern mußte — und, bei Gott, wenn er die Macht hätte, mich zu zwingen, der Zwang wäre nicht so schlimm als diese tödliche List. Laß mich nicht vergessen, du himmlischer Gott,“ flüsterte er, zusammen-schauend, ganz leise, „daß es mein Vater ist, der mir das gethan — laß mich nicht daran zweifeln, daß er geglaubt hat, für mein Wohl zu sorgen auf seine Weise! — Und Meta,“ rief er dann, plötzlich auffahrend, „was sagt Meta dazu — wo ist sie?“

„Sie werden kaum voraussetzen, Herr von Blomstedt,“ erwiderte Frau Hansen spöttisch, „daß die Erörterungen, zu denen Sie mich in diesem Augenblick zwingen, in Gegenwart meiner Tochter stattfinden sollen — übrigens ist sie ebenso vollkommen mit mir einverstanden, wie ich nach Ihrem Bilet voraussetze, daß Sie es mit Ihrem Vater waren.“

„O, das Bilet,“ rief Friedrich, „ich schrieb es, ohne von einem Besuch meines Vaters bei Ihnen eine Ahnung zu haben — o, welche verhängnisvolle Verwirrung — welche Verschlingung von unglückseligen Fäden — aber alles wird sich auflären, alles wird wieder gut werden — Meta wird alles begreifen — lassen Sie mich mit Meta sprechen.“

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr,“ erwiderte Frau Hansen kalt und streng, „daß Ihre Besuche der Gegenwart von Schwärmereien in der Gegend geworden sind; würden diese Besuche jetzt fortgesetzt werden, so würde man das Recht haben, mich und meine Tochter zu verdrängen, und deshalb bitte ich Sie dringend, mein Haus zu verlassen!“

„Verdrängen,“ rief Friedrich außer sich, „bei Gott, man soll Sie nicht verdrängen — ich liebe Meta!“

„Und das wagen Sie mir, ihrer Mutter, zu sagen, während Ihre künftige Gemahlin auf Ihrem Schlosse weilt, während Sie aus Rücksicht für jene unser Haus gemieden haben und auch jetzt nur heimlich von der Jagd sich hier herübergestohlen haben!“

„Ja,“ rief Friedrich, „ich bekenne meine Liebe, denn meine Liebe ist Metas und meiner würdig; mein Vater weiß, daß ich jene Verbindung, die er für mich geplant, niemals schließen werde, ich habe es ihm gesagt, er hat keinen Zweifel darüber und er hat mir meinen freien Entschluß gelassen; hier aber hat er seinen Willen heimlich und hinter meinem Rücken mir entgegenzustellen versucht — wohlan denn, ich werde offen und frei für mein heiligstes Recht kämpfen, hier erbiete ich Metas Hand von Ihnen, hier schwöre ich Ihnen, nie soll eine andere meine Gemahlin werden!“

„Unsonst,“ fiel Frau Hansen kalt ein; „halten Sie ein, Herr Baron, auch ohne Rücksicht auf Ihren Vater, der auch über mich keine Gewalt hat, erkläre ich Ihnen, daß niemals — hören Sie wohl, niemals — eine Verbindung zwischen Ihnen und Meta möglich ist — Meta liebt Sie nicht, sie wird und kann Sie niemals lieben!“

„Das glaube ich nicht,“ rief Friedrich, „das werde ich nur ihr selbst glauben, sie selbst will ich fragen —“

Er wendete sich um und wollte zur Thüre eilen, schnell aber vertrat ihm Frau Hansen den Weg und sagte mit blühenden Augen:

„Und ich, mein Herr, werde niemals erlauben, daß Sie ihr eine solche Frage stellen.“

„Ich werde,“ rief Friedrich außer sich, „wenn es sein muß, mit Gewalt zu ihr bringen, ich will dies Gewebe von Hinterlist und Trug zerreißen, ich will —“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Frau Hansen, indem sie sich hoch aufrichtete und ihn unter ihren eisigen Blick bannte, „Sie sind in meinem Hause, und nur verächtlicher Gewalt gegenüber könnte eine einsame Frau wehrlos sein. Ich erkläre Ihnen, daß unsere Unterredung vollständig beendet ist — rechten Sie mit Ihrem Vater über das, was Sie in dieser Sache verlegt, mir haben Sie keinen Vortwurf zu machen und zwischen uns ist jedes weitere Wort überflüssig.“

Friedrich sank in sich zusammen, die wilde, flammende Erregung in seinem Gesicht machte dem Ausdruck einer düstern und verzweifelten Entschlossenheit Platz.

„Sie haben recht,“ sagte er: „hier ist nicht der Ort, um für mein Glück zu kämpfen — nicht Ihnen, nicht Meta habe ich einen Vortwurf zu machen, nur mir allein, daß ich nicht früher mein Herz erkannt habe. Wehe mir, daß es der Vater ist, dem ich auf dem Wege zu meinem Glück mich feindlich gegenüber befinde, aber das Recht meiner Liebe ist heiliger denn das seine — das Leben, das er mir gab, hat keinen Wert, wenn er mir seinen edelsten Schmuck, seine schönste Blüte rauben will. Ich gehe, bringen Sie Meta mein Lebewohl für jetzt, aber jagen Sie ihr, daß ich wiederkommen werde, wiederkommen, um das Glück meines Lebens von ihr zu erlösen, und müßte ich alles von mir werfen, was mein Vater mir gegeben hat und mir geben kann.“

„Ich werde Meta nichts sagen, mein Herr,“ erwiderte Frau Hansen, „denn sie hat keine Botschaft von Ihnen zu empfangen und verlangt darnach nicht, und ich bitte Sie, nicht wieder zu kommen, denn ich kann nicht annehmen, daß der Baron von Blomstedt mit List oder Gewalt die Schwelle einer einsamen, wehrlosen Frau überschreiten wird, die seinen Besuch zurückweist.“

Friedrich sah sie einen Augenblick mit einem Gemisch von schmerzlichem Vorwurf und fester, trotziger Entschlossenheit an. Dann schritt er hinaus und ging gesenkten Hauptes an der alten Barbara vorüber, welche ganz erstaunt war über das finstere, entstellte Gesicht des sonst so freundlichen jungen Mannes.

In einiger Entfernung von dem Hause sah er sich noch einmal um, es schien ihm, als ob in Metas Giebel-fenster die weißen Vorhänge sich öffneten, als ob die Umrisse von Metas Gestalt sich hinter denselben zeigten.

Er breitete die Arme aus, als ob er ihr einen leichten Gruß und ein Gelöbniß senden wollte — in demselben Augenblick aber schlossen sich die zitternden Vorhänge wieder, er wendete sich um und eilte schnell dem Walde zu, um die Jagd wieder zu erreichen, denn gerade jetzt wollte er um keinen Preis, daß seine Abwesenheit bemerkt würde.

Frau Hansen blickte ihm nach, wie er über den Feldweg dahineilte und unter den Bäumen des Waldes verschwand.

Es zitterte wie ein Schimmer von Mitleid in ihren Augen.

„Er wird unglücklich sein,“ sagte sie leise — „sie alle werden unglücklich sein — die Unschuldigen mit den Schul-digen! — War ich nicht unglücklich?“ sagte sie dann mit bitterem Hohnlachen; „die gerechte Rache ist in meine Hand gegeben — ich will diese Hand nicht zurückziehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Aus allen Gebieten.

Das Wandern der Vögel.

Der jüngste Privatdozent der Bonner Universität, Dr. Albert König, behandelte in seiner Antrittsrede ein Thema von allgemeinem Interesse. Er sprach nämlich „Ueber die bisher bekannt gewordenen Motive für Zug und Wanderungen der Vögel“. Diese Wanderungen haben schon zu alten Zeiten in einem geheimnisvollen und räthselhaften Lichte gestanden. Wo das Verständnis nicht ausreichte, mußte die Einbildungskraft und falsche Vorstellungskraft vermitteln. Das unerklärte Verschwinden und Wiedererscheinen hat sogar den Glauben hervorgerufen, daß die Vögel einen Winter Schlaf in Verhölen am Wasser hielten. Die Reizen der Vögel sondern sich in Ziehen, Wandern und Streichen. Zwei Gründe dürften allen gemeinsam sein: Mangel an Nahrung in der eigentlichen Heimat und unbegrenzter Reiztrieb. Die Anhäufung der Vögel in manchen Gegenden zur Herbstzeit bezeichnet die von ihnen beliebten Raststationen, nicht aber ihre Wanderstraßen. So seien Oder, Weichsel und Elbe, sowie der Rappier und der Rhein nur von den Vögeln begünstigte Raststationen; genau bewiesen dies die in der Provence zur Winterzeit aufgefundenen osteuropäischen und westsibirischen Vogelarten. Wenn alle diese Arten, oder auch nur einige, einen schmalen bestimmten Weg oder auch mehrere solcher Wege zögen, so müßte es leicht sein, solche Straßen aufzufinden und die Wanderer zu beobachten. Aber sie ziehen nicht eine bestimmte Straße, sondern gleichsam fächerförmig über weite Landstrecken dahin. Redner setzt dann auseinander, inwiefern die Vögel ihre Reisen bei Tage oder bei Nacht, einzeln, paarweise oder in Gesellschaft unternehmen. Er sei ein unerklärlicher Drang und ein uns noch unverständliches Vorgefühl für kommende Ereignisse, was die Vögel von uns wegtreibe, ehe noch die Armut der Heimat fühlbar wird. Damit in Zusammenhang ständen die Voraussetzungen des Wetters aus den Bewegungen der Vögel. Ueber mancherlei läge noch tieferes Dunkel, so wüßte man zum Beispiel unter anderem nicht, was unsere Zugvögel veranlasse, so tief in das glühende Innere Afrikas zu ziehen. Bekannt

seien die Verhaltungsmaßregeln der Schwalben, Störche und Stare vor ihrem Wegzuge. Auch während der Reise hätte man vielfach Gelegenheit, die musterhafte Ordnung nebst vielen Eigentümlichkeiten der wandernden Vögel zu beobachten. Redner bekämpft die Ansicht, daß Vögel ihre Wanderung teils schwimmend, teils laufend zurücklegen; diese Nutzmächtigkeiten beruhten keineswegs auf tatsächlichen Beobachtungen, sondern auf vermeintlichen Wahrscheinlichkeitsgründen. Auch die Ansicht, daß die alten Vögel die Führer der Jungen auf den Wanderungen wären, sei irrig, was sich besonders an den Strandläufern nachweisen lasse. Genauer teilt Redner über den bogenförmigen Strandläufer (*Pelidna subarquata*) und über den isländischen Strandläufer (*Tringa islandica*) mit. Manche Vögel unternehmen auch regelmäßige tägliche Wanderungen, wie die Raubvögel. Krähen, Gänse und Enten gehörten gleichfalls zu den regelmäßigen Tageswanderern, da ihre Flüge im Verhältnis zum Stande der Sonne ständen. Man könnte sagen, daß das Licht die Wandervögel leite. Von besonderem Interesse war auch die Erörterung der Einflüsse der Kultur, die viele Vogelarten nach dem Norden verdrängt, in wenigen Fällen aber der Ausbreitung anderer Arten förderlich ist, wie zum Beispiel Einwanderung des Kormorans, des Steppenheuhühners und des Kuckuckers in Deutschland.

Ein neues Waschverfahren.

Um die Arbeit der Waschfrau zu erleichtern, hat man viele Mittel erfunden; ein unüberwindlicher Einwand aber gegen die meisten derselben ist, daß sie die Fasern der Gewebe aufzerehen, also am Ende mehr kosten, als sie nützen. Es gibt aber ein Mittel, welches das Waschen erleichtert, ohne der Wäsche im geringsten zu schaden, und zugleich den Vorzug der Einfachheit und Billigkeit besitzt. Hat man eine gewöhnliche Wäsche, zum Beispiel für eine Familie von vier oder fünf Personen, so weiche man sie, wie gebräuchlich, über Nacht ein und füge dem Wasser eine halbe Theelöffel voll reines Benzol bei. Dies Verfahren wiederhole man am nächsten Morgen, wenn man die Wäsche zum Kochen aufstellt. Ein sehr leichtes Reiben wird dann genügen, um den Schmutz zu entfernen, die Arbeit der Waschfrau wird um die Hälfte verringert und die Wäsche wird so weiß und rein sein, als sie zu machen ist. Der einzigen Personen widerliche Geruch des Benzins wird während des Kochens gänzlich verschwinden.

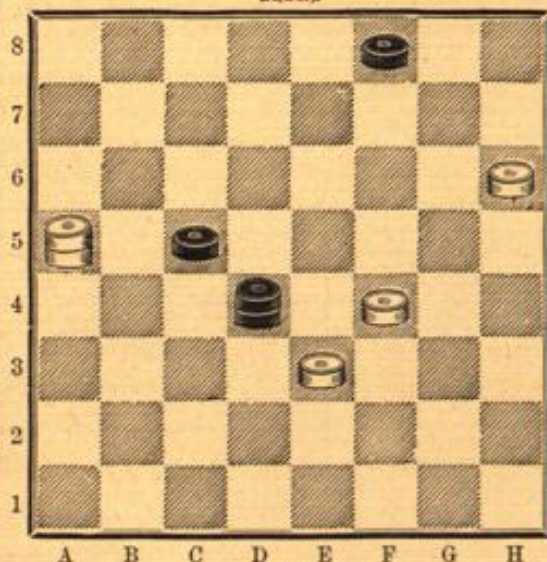
Anschluß der Blyableiter.

Ueber die Notwendigkeit des Anschlusses der Blyableiter an alle im Innern der Gebäude vorhandenen größeren Metallmassen, besonders der Gas- und Wasserleitungsröhren, der Heizanlagen, der eisernen Treppen, Deden und dergleichen hat sich kürzlich die physikalische Sektion der französischen Akademie der Wissenschaften in folgender Weise ausgesprochen: „Es ist unerlässlich, daß gute Verbindungen zwischen der Blyableiteranlage und allen metallischen Teilen von einiger Bedeutung, welche im Innern der Gebäude vorhanden sind, hergestellt werden, wenn man in unsichriger Weise den besten Schutz gegen Blyschläge beschaffen will.“ Die Sektion fügt dann noch hinzu, daß in den Fällen, wo mehrere Ableitungen auf dem Gebäude vorhanden sind und in verschiedenen Brunnen enden, die erwähnten Verbindungen womöglich nach mehreren der Ableitungen zu führen sind, und zwar an die den Metallmassen am nächsten kommenden. Die Sektion setzt dabei voraus, daß der Blyableiter tabellos angelegt ist und daß namentlich die Erdeleitung nichts zu wünschen übrig läßt und zu keiner Zeit des Jahres trocken liegt.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 6.

Schwarz.



Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 5, Seite 247:

- | Weiß. | Schwarz. |
|-----------------------|----------------------|
| 1) H2 - G3 | 1) D.C1 - D2 (E3). |
| 2) F6 - G7 | 2) H8 - F6 †. |
| 3) G3 - F4 | 3) D.D2 (E3) - G3 †. |
| 4) H6 - F4 † gewinnt. | |
-
- | A. | B. |
|------------------------|-----------------|
| 1) D.F6 - G2 | 1) D.C1 - A3. |
| 2) G3 - F4 | 2) D.A3 - C1 †. |
| 3) H6 - F4 †. | 3) D.C1 - G5 †. |
| 4) F4 - G5 gewinnt. | 4) H8 - G7. |

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 272:

Einer, der für seinen Rucksack durchs Feuer geht.

Buchstabenversetzungsaufgabe.

Es ist durch Buchstabenversetzung aus je zwei der folgenden Wörter immer ein neues zu bilden:

- 1) aus Braue und Reif eine Speise,
- 2) aus Liebe und Hah ein weiblicher Name,
- 3) aus Brise und Geiger ein Gebirge,
- 4) aus Sonde und Ali ein spanischer König,
- 5) aus Pina und Krone eine spanische Inselgruppe,
- 6) aus Wap und Tenne eine Stadt in Belgien,
- 7) aus Rinne und Ida eine Menschenrasse,
- 8) aus Sam und Reim eine assyrische Königin,
- 9) aus Senne und Tier ein weiblicher Name,
- 10) aus Barbat und Reh eine medizinische Pflanze,
- 11) aus Pand und Wiese ein bekannter Badeort,
- 12) aus Teil und Ranten eine Stadt in der Schweiz,
- 13) aus Nora und Held ein männlicher Name,
- 14) aus Gebel und Hart eine Frucht,
- 15) aus Rinde und Gase ein Wasservogel,
- 16) aus Dom und Diane ein Getränk,
- 17) aus Leim und Donna ein Musikinstrument.

Hat man die richtigen Worte gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben einen innigen Ausdruck des deutschen Volkes.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 272:

Wagram, Agram.

Auflösung des Schieberrätsels Seite 272:

Saffian
Detrug
Jiar
Konne
Wecfuhr
Aspirant
Krena
Meuter ei
Fischer
Pallasch
Seine — Paris — Frankreich.

Auflösung des Räffelsprungs Seite 272:

So komm, mein einsam Waldeshaus,
Will wieder ganz dein eigen sein!
Es schmeichelt Gott mich mit dir aus,
Er bleibe bei dir, bin nicht allein.

Will wieder an die Arbeit gehn
Mit fröhlichem Sinn und frommem Mut.
Dort oben gib's ein Wiedersehn,
Und hier schau' ich in Gottes Gut.
„Amaranth“ von D. v. Redwitz.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Grau in Ulm. „Othmers „Bademecum“ auf dem Gebiete der schönen Literatur, mit Nachtrag bis 1885 (Hannover, Kruse).
Frau Marianne Brauer in Chicago. Ja, wenn nicht anders, dann ist Salicylsäure zu versuchen.
Hrn. R. Sp. in R. An die deutsche Seemannsschule in Hamburg, Steinwerder.

Hrn. G. M. in Fr. Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an die Zeitschrift: „Die gefiederte Welt“, von Herrn Dr. Karl Kuhl in Berlin.

H. A. M. in Riga. Das ist eine Gnomengeschichte und die Komit liegt in der Zeichnung des Drolligen — der Wichtelmännchen. Hr. Pauline Garre in Berlin. Die lateinischen Verse:

„Sic vos non vobis nidiheatis aves.
Sic vos non vobis vellera fortis oves.
Sic vos non vobis mellificatis apes.
Sic vos non vobis fertis aratra boves.“

heißt deutsch:

„So kauft ihr Koffer, o Vögel, nicht für euch.
So tragt ihr Wolle, o Schafe, nicht für euch.
So macht ihr Honig, o Bienen, nicht für euch.
So zieht ihr Pflüge, o Stiere, nicht für euch.“

Sind von Virgil, die Anfänge Sie vos non vobis sind Worte eines Unbekannten.

Hrn. Jul. Kühnert in Neu-Ratibor. 1) Ist nicht mehr zu haben. 2) Wenden Sie sich an den Verlag von J. F. Schreiber in Göttingen am Redar. 3) Vieles davon scheint auch uns auf sehr schwachen Füßen zu stehen. 4) Soll besorgt werden.

Hrn. C. Liehner in Moskau. Sie folgen nur brieflichen Unter-richt, jedoch nicht in welcher Sprache. Die genannten Autoren sind uns unbekannt.

Hrn. Lehrer M. in A. Jener große Roman von Ferd. Schiller, betitelt: „Ein Volkführer“, erschien im Jahrgang 1884 unseres Journals. Besitzen Sie diesen nicht, so lassen Sie sich denselben von Ihrer Buchhandlung kommen. Preis des broschürten Jahrgangs, so lange der geringe Vorrat reicht, jetzt nur Mark 2. 50 (anstatt früher Mark 7. 50).

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zu-gegangen von: Hr. Ottilie Gampentrieder, München; Emma Schmeling, Berlin; Lora Bernheim, Posen; Anna Gukabo, Paris; Mina Loeb, Bamberg; Hermine Nietmann, Zürich; Eva Treu, Potsdam; Erna Dertel, Berlin; Frau Sophie Gähner, Ravensburg; Hannchen Rößl, Nürnberg; A. Bolau, Reval; R. Hipp, Eßikon; R. Heller, Innsbruck; A. Gödel, Jägerndorf; J. Kainz, Salzburg; Illinger, Danborn; R. Kehler, Gießen; Sergeant Zöpfer, Düsseldorf; F. Mosbacher, München.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

H. in W. 1) Die Lösung einer schon länger bestehenden Verwachsung der Regenbogenhaut mit der Linse kann nur auf operativem Wege geschehen. 2) Sollte in der Nähe Ihres Wohnorts kein Augenarzt sein, so könnten Sie ja eine der benachbarten Universitäts-Augenkliniken, Heidelberg oder Gießen, aufsuchen.

S. D. A. in Budapest. Gegen Schnupfen ist das Einziehen von Dämpfen der Benzoinöl-Lösung in die Nase empfehlend; oder auch folgendes Mittel: 5 Gr. Karbolsäure, 15 Gr. Weingeist und 5 Gr. Salzwasser, 10 Gr. Wasser, beide Mischungen in getrennten Gläsern. Aus jedem Gläschen werden circa 5 Tropfen auf eine Tasse gegossen und davon eingeatmet.

Dr. Sch.

Anfragen.*)

10) Auf welchem Wege ist eine Goldbroche, die in Salpetersäure gelassen ist, wieder glänzend zu machen? Polieren mit Zahnpulver hilft nichts.
Abonement in Riojocco.

Antworten.

Auf 9): Die Holzwürmer mit Sublimatlösung zu vertreiben, dürfte wegen der großen Gefährlichkeit (Giftigkeit) des Sublimates bedenklich sein. Sehr einfache und zweckmäßige Mittel sind: Terpentinöl, Karbolsäure, mit welchem das Holz, respektive die Wurmschraffeln befrachtet werden.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Versteck werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Bailh und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Erben ist erschienen:

Die Ritter des deutschen Hauses.

Roman

von

Gregor Samarow (Oskar Meding).

2 Bände. Preis gebunden M. 12.—; fein gebunden M. 14.—

Nirgends ist der berühmte Autor mehr in seinem Element, als wenn er Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung, ob sie nun der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören, zum Ausgangspunkt seiner Schöpfungen nimmt. So ist denn auch dieser Roman eine Schöpfung, in der ein hochinteressantes Stück welt- und kulturgeschichtlicher Entwicklung sich in eingehend ausgemalten Zügen widerspiegelt. Die Stolz über die Weichselniederung hinausragende Marienburg, der alte Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, bildet den Schauplatz dieses historischen Romans, der um die Zeit beginnt, da der edle Winrich von Kniprode dieses Hochmeisteramt bekleidete. Große geschichtliche Umwälzungen und das ewig sich erneuernde Lieben, Sehnen, Hoffen und Bangen der Menschenbrust verweben sich hier zu einem gestalten- und handlungreichen Gesamtbilde, dessen echt deutsche Art ihm einen uns besonders nahe berührenden Reiz verleiht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Alleinige Inhaber-Annahme bei Rudolf Mosse Anzeigen für die Annoncen-Expedition (Hilfsgehaltene Nonpareille) in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

